J. Buchner gez. — Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

BONIFACIUS UND HERZOG ODILO.

Digitized by Google

Die
Apoſtel Deutſchlands.

Eine Geſchichte
der
Einführung und Verbreitung
der Religion Jeſu Chriſti
in Deutſchland,
aus glaubwürdigen
Lebensbeſchreibungen der Heiligen
zuſammengeſtellt.

Von
Chriſtoph von Schmid,
(Verfaſſer der Oſtereier.)

Drittes Bändchen.
Die Apoſtel der Deutſchen aus England.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1846.

Google

Digitized by Google

I.

Der heilige Auguſtinus,

Apoſtel der Deutſchen in England.

Deutſche Völker haben im Jahre 454 nach der Geburt Jeſu Chriſti Brittanien erobert. Die Einwohner dieſes Landes, die alten Britten, wurden von den Pikten, einem benachbarten Volke, das Krieg gegen ſie führte, hart bedrängt. Da riefen ſie die deutſchen Völkerſtämme der Angeln und Sachſen zu Hülfe. Dieſe kamen in großen Schaaren über das Meer her, beſiegten die Pikten, trieben aber die Britten ſelbſt weiter zurück in die gebirgigen Gegenden von Schottland und Wallis, und nahmen von Brittanien Beſitz. Wir wandeln alſo an der Hand der Geſchichte, auf dieſer durch das Meer weit von Deutſchland getrennten Inſel, dennoch unter lauter Deutſchen. Wir müſſen ſie näher kennen lernen, weil aus ihnen, nachdem ſie zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden, viele heilige Männer als Glaubensboten in ihr noch heidniſches, altes deutſches Vaterland über das Meer herübergekommen ſind.

Von den Angeln bekam Brittanien den lateiniſchen Namen Anglia und den deutſchen Engelland. Die Angeln und Sachſen errichteten hier ſieben kleine Königreiche, die aber im Grunde nur große Fürſtenthümer waren. Ihre Namen ſind Kent, Oſtangeln, Süſſer, Weſtſer, Eſſer, Northumberland und Mercien. Auch dieſen Namen ſieht man noch den deutſchen Urſprung an; Süſſer, Weſtſer, Eſſer, zum Beiſpiele, will ſo viel ſagen, als Südſachſen, Weſtſachſen, Oſtſachſen. Dieſe ſieben Königreiche wurden in Folge der Zeit in Ein Reich vereiniget, das Königreich England. Die drei Königreiche England, Schottland und Irland zuſammen, nennt man, wie bekannt, Großbrittanien.

Als die genannten ſieben kleinen Königreiche ſchon viele Jahre beſtanden hatten, ging eines Tages ein ſehr ehrwürdiger Geiſtlicher über den Marktplatz zu Rom. Dieſer anſcheinende kleine Zufall ward unter Gottes Leitung die Veranlaſſung zu einer Reihe großer Begebenheiten in der Weltgeſchichte. Es waren eben Kaufleute angekommen, die allerlei Waaren und auch einige Sklaven zum Verkauf ausboten. Die Sklaven waren ſchöne Jünglinge, blendend weiß und lieblich roth von Angeſicht, mit langen blonden Haaren, hellen blauen Augen, und von ſchlanker Geſtalt. Der Geiſtliche, deſſen Sinn immer auf höhere, himmliſche Dinge gerichtet war, fragte: „Sind dieſe Jünglinge Chriſten, oder ſind

ſie noch in das Heidenthum verſtrickt?“ Die Kaufleute antworteten: „Sie ſind keine Chriſten, ſondern wie alle ihre Landsleute noch Heiden.“ Der Geiſtliche ſeufzte und ſprach: „O wie traurig iſt es bei einem ſo ſchönen Angeſichte eine Seele zu haben, die noch nicht von der Erkenntniß Gottes und der göttlichen Gnade erleuchtet iſt, ſondern ſich noch in der Gewalt des Fürſten der Finſterniß befindet!“ Er fragte weiter; aus welchem Lande der Erde ſie ſeyen. Man ſagte ihm, aus Engelland. „Wahrhaftig, ſprach er, da ſie ein ſo engliſches Ausſehen haben, ſo wäre es Schade, wenn ſie dereinſt nicht in die Geſellſchaft der Engel im Himmel ſollten aufgenommen werden!“ Er faßte den Entſchluß, dieſem heidniſchen Volke Englands das Evangelium Jeſu Chriſti zu verkünden.

Dieſer Geiſtliche, Namens Gregorius, war früherhin Prätor zu Rom geweſen. Wegen ſeiner großen Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft und ſeiner Geſchäftskunde war er von dem Kaiſer Juſtinus II. zu dieſer Würde erhoben worden. Ein Prätor war der erſte Vorſtand des Gerichtshofes zu Rom, und wenn er in ſeinem Amte öffentlich auftrat, mußte er in einem prächtigen, reichlich mit Gold geſtickten und mit Edelſteinen beſetzten Kleide erſcheinen. Allein Gregor fand an dieſer eiteln Pracht kein Vergnügen, er war mehr auf himmliſche, als irdiſche Angelegenheiten bedacht. Er wurde

geiſtlich. Auch als Geiſtlicher war er von dem Pabſte mit den wichtigſten Geſchäften beauftragt worden. Allein jetzt ging er zu dem Pabſte, und bat ihn um die Erlaubniß, nach England zu reiſen und dort das Evangelium zu predigen. Der Pabſt, Benedikt II., und die Geiſtlichkeit waren beſtürzt, einen ſolchen Mann aus ihrer Mitte zu verlieren. Endlich nach langer Überlegung geſtattete es der Pabſt, und Gregor reiste ab. Einige Geiſtliche, die er ſich zu Gehülfen auserkohren hatte, begleiteten ihn. Sobald aber dieſes in Rom bekannt wurde, kam die ganze Stadt in Bewegung. Schaaren des Volkes verſammelten ſich um den Pabſt, der ſich eben in die Peterskirche begeben wollte, und riefen ihm zu: „Du handelſt dem heiligen Petrus zuwider, und richteſt Rom zu Grund, weil du den Gregorius entlaſſen haſt.“ Der Pabſt fertigte ſogleich Eilboten ab, Gregorius zurück zu rufen. Gregorius war wohl herzlich betrübt, ſein Vorhaben vereitelt zu ſehen; jedoch gehorchte er aus Pflicht des Gehorſams, kehrte nach Rom zurück und das Volk begrüßte ihn mit großem Jubel.

Nach dem Tode des Pabſtes Benedikt II., und dem Tode ſeines Nachfolgers Pelagius wurde Gregor zur päbſtlichen Würde erhoben. Er regierte die Kirche mit ſolcher Weisheit und Kraft, daß er mit Recht Gregorius der Große genannt wird; denn er war in der That wohl der größte Mann

ſeines Jahrhunderts. Bei der unermeßlichen Menge ſeiner Geſchäfte, bei denen ihm kaum ein freier Augenblick übrig blieb, ließ er dennoch die Bekehrung der Engländer nicht außer Acht. Er hatte dafür geſorgt, daß jene Sklaven losgekauft und in der chriſtlichen Religion und der römiſchen Sprache unterrichtet wurden, um bei Bekehrung Englands ſie als Dolmetſcher zu benützen. Er wählte zu dieſer Sendung aus einem von ihm geſtifteten Kloſter den Prior, der, wie jener große heilige Kirchenlehrer, Auguſtin hieß und den er dazu für den geeignetſten hielt. Er gab ihm gottesfürchtige, bewährte Männer zu Gefährten, und verſah ihn mit Empfehlungsſchreiben an mehrere Biſchöfe und fürſtliche Perſonen in Frankreich. Allein Auguſtin war auf ſeiner Reiſe durch Frankreich noch nicht weit gekommen, ſo verloren alle ſeine Gefährten den Muth, weiter zu reiſen. Man ſchilderte ihnen das Volk von England als ſo roh, wild und ungelehrig, daß alle einmüthig in Auguſtin drangen, nach Rom zurück zu reiſen, und den heiligen Vater in tiefſter Demuth zu bitten, ihnen dieſe weite und unſichere, beſchwerliche und gefährliche Reiſe zu erlaſſen. Auguſtin reiste nach Rom, und kam mit einem päbſtlichen Ermahnungsſchreiben zurück, das an alle Begleiter Auguſtins gerichtet war und ſo lautete: „Gregorius, der Diener der Diener Gottes, an die Diener unſers

Herrn Jeſus Chriſtus. Da es beſſer wäre, ein gutes Werk gar nicht zu unternehmen, als es auf halbem Wege wieder aufzugeben, ſo geziemt es ſich, meine geliebteſten Söhne, was ihr mit der Hülfe Gottes angefangen habt, im Vertrauen auf Seinen Beiſtand zu vollenden. Weder die Beſchwerlichkeiten des weiten Weges, noch die Läſterzungen übelgeſinnter Menſchen ſollen euch zurückſchrecken. Setzt vielmehr eure Reiſe muthig fort, und trachtet mit aller Beharrlichkeit und allem Eifer das große Werk, wozu Gott euch auserkohren hat, zu Stande zu bringen. Ihr wißt ja: Je größer unſere Arbeiten und Mühſeligkeiten hier auf Erden ſind, deſto größer wird einſt in der Herrlichkeit des Himmels unſere Belohnung ſeyn. Leiſtet eurem zurückkehrenden Vorgeſetzten, den ich hiemit zu eurem Abte aufſtelle, in aller Demuth willigen Gehorſam, und ſeyd verſichert, daß Alles, was ihr auf ſeinen Befehl thut, zum Heile eurer Seelen gereichen werde. Der allmächtige Gott beſchütze und bewahre euch mit ſeiner Gnade, und verleihe mir, die Frucht eurer Arbeiten dereinſt in unſerm ewigen Vaterlande zu ſehen. Obwohl ich, ſo herzlich ich es wünſchte, jetzt nicht mit euch reiſen und nicht mit euch arbeiten kann, ſo hoffe ich dennoch, mich eurer Belohnung im Himmel zu erfreuen. Noch einmal, Gott wolle euch, geliebteſte Brüder, in ſeinen Schutz nehmen, und euch

unverletzt und unverſehrt für die Ewigkeit bewahren.“

Auguſtin, deſſen Muth durch das lebendige Wort des Vaters der Gläubigen neu gehoben worden, und alle ſeine Untergebenen, die von dem päbſtlichen Schreiben wieder ermuthigt wurden, ſetzten ihre Reiſe freudig fort, und landeten zu Thanes, einer Inſel an dem öſtlichen Geſtade von England, die dem Könige Edelbert von Kent gehörte und ſehr anmuthig und überaus fruchtbar war. Auguſtin ſendete die Dolmetſcher, die ſowohl die Sprache der Römer, als der Angelſachſen geläufig redeten, an den König und ließ ihm melden: Es ſeyen Männer bis aus Rom hieher gekommen, um ihm die allerbeſte und fröhlichſte Botſchaft zu bringen. Wer immer ihr Gehör gebe, der werde in dem Himmel ewiger Freuden theilhaft werden, und bei dem lebendigen, einzig wahren Gott ein Reich erlangen, das kein Ende nehme. Dieß ſey allen, die dieſer Botſchaft glauben, zuverläſſig und unbezweifelt gewiß verheißen.

Gottes heilige Vorſehung hatte dem Evangelium bereits den Weg in das Herz des Königs gebahnt. Dem Könige Edelbert waren die Lehren des Chriſtenthums, wiewohl er noch dem Heidenthume angehörte, nicht mehr fremd. Er hatte ſich Bertha, eine königliche Prinzeſſin aus Frankreich, zur Gemahlin auserſehen. Dieſe war eine

fromme und eifrige Chriſtin, und hatte, ſo wie ihr Vater, König Caribert, nur unter der Bedingung in die Heirath eingewilligt, daß ſie ihre Religion ungehindert und frei ausüben dürfe; ſie hatte auch den Biſchof Luidhard als ihren Hofkaplan mitgebracht. Sie war eifrig bemüht ihren Gemahl zu bewegen, daß er auch ein Chriſt werde. Der König war deßhalb den angekommenen Glaubensboten nicht abgeneigt, und befahl, ſie ſollen einſtweilen auf der Inſel bleiben, er müſſe erſt überlegen, was er weiter für ſie thun könne; er wolle ſie indeß mit allen nöthigen Lebensmitteln verſehen laſſen.

Nach einigen Tagen kam der König ſelbſt, mit zahlreichem Gefolge, auf die Inſel, um ihnen Gehör zu geben, und ſchlug unter freiem Himmel ſeinen Thron auf. Denn er hatte den heidniſchen Aberglauben, wenn er ſie zu ſich in irgend ein Haus eingehen ließe, ſo könnten ſie in dem eingeſchränkten Raume vielleicht durch Zauberkunſt ihn hintergehen. Er ließ die frommen Männer rufen, und ſie nahten ſich ihm in feierlichem Zuge. Einer trug ein ſilbernes Kreuz voraus; alle gingen paarweiſe, ſangen eine Litanei und flehten zu Gott, Er wolle ihre Ankunft ihnen und Allen, wegen deren ſie hieher gekommen waren, zum ewigen Heile gereichen laſſen. Der König befahl, ſie ſollen ſich auf die Sitze, die für ſie bereitet waren, nieder-

laſſen. Sie gehorchten. Auguſtin aber trat hervor in die Mitte, und verkündete dem Könige und Allen, die ihn begleiteten, das Wort des Lebens. Der König hörte aufmerkſam zu und antwortete: „Die Worte und Verheißungen, die ihr vorgebracht habt, ſind ſchön und lieblich. Allein ſie ſind mir noch nicht ſo einleuchtend, ſicher und gewiß, daß ich ſogleich ihnen beſtimmen und dasjenige aufgeben könnte, was ich und alles Volk von England ſo lange Zeit her für wahr gehalten haben. Da ihr aber aus ſo weiter Ferne hergekommen ſeyd, und ſo wie ich euch zu durchſchauen glaube, es redlich meint, und da ihr das, was ihr ſelbſt aufrichtig für wahr und gut haltet, auch uns mittheilen wollet, ſo will ich euch nicht hinderlich ſeyn. Vielmehr will ich euch in meine Hauptſtadt freundlich aufnehmen, euch dort eine Wohnung anweiſen, und was ihr zum Leben nöthig habt, euch reichen laſſen. Auch verbiete ich euch nicht, alle Diejenigen, die ihr durch eure Predigten dazu bewegen könnet, in die Gemeinſchaft eures Glaubens und eurer Religion aufzunehmen."

Auguſtin und ſeine Mitbrüder zogen nun, unter Vortragung des Kreuzes und Geſang in die Hauptſtadt Canterbury ein. Sobald ſie die ihnen angewieſene Wohnung betreten hatten, fingen ſie an, mit Beten, Faſten und Wachen ſich, nach dem Beiſpiele der Apoſtel, auf ihren hohen Be-

ruf, die Verkündigung des Evangeliums vorzubereiten. Wo ſie nur immer Gelegenheit dazu fanden, predigten ſie. Sie achteten die Güter dieſer Welt für nichts, und nahmen von Allem, was ihnen dargebracht wurde, nur ſo viel, als ihnen zum Leben unumgänglich nothwendig war. Sie lebten ganz nach dem Evangelium, das ſie verkündeten. Alles, was ſie lehrten, thaten ſie ſelbſt. Sie waren bereit um der Wahrheit willen, die ſie verkündeten, Alles zu leiden, ja ſogar das Leben dahin zu geben. Einige aus dem Volke, die ihre erfreulichen und tröſtlichen Lehren mit Aufmerkſamkeit anhörten, und ihren einfachen, ſchuldloſen Wandel ſahen, glaubten ihnen, und waren bereit ſich taufen zu laſſen.

Nahe bei der Stadt war eine Kapelle, die ſchon zur Zeit, da noch die alten Römer und Britten das Land in Beſitz hatten, erbaut worden. Hier pflegte die Königin ihre Andacht zu entrichten. Hier verſammelten ſich auch die Glaubensboten, um da die Pſalmen zu ſingen und zu beten, zu predigen, zu taufen und das heiligſte Opfer darzubringen.

Der König hatte bisher ihr ganzes Betragen aufmerkſam beobachtet, und fand an ihrem reinen heiligen Lebenswandel großes Wohlgefallen; er hatte ihre erfreuende und troſtreiche Lehre, die auch durch Wunderzeichen als wahr beſtätigt wurde, wohl

erwogen, glaubte nun an Chriſtus und ließ ſich taufen. Nach ſeiner Taufe umarmte er alle Diejenigen von ſeinen Untergebenen, die bereits gläubig und getauft waren, ſich und ihnen glückwünſchend, mit inniger Liebe als ſeine Mitbürger im Himmelreiche. Die Freude der Königin, daß nun auch ihr Gemahl, ſo wie ſie, an Chriſtus glaube, war unausſprechlich.

Von nun an ſtrömten täglich Leute herbei, um ſich im Glauben unterrichten und taufen zu laſſen. Der König wünſchte, alle ſeine Unterthanen möchten Chriſten werden. Jedoch zwang er keinen Menſchen dazu. Denn er hatte von ſeinen Lehrern gehört, der Glaube an Chriſtus müſſe durchaus freiwillig und ohne allen Zwang ſeyn. Indeß wurde dieſer Glaube in dem ganzen Königreiche Kent, ja auch in den umliegenden Gegenden Englands immer weiter verbreitet. Der König Edelbert räumte auch den apoſtoliſchen Männern ihrer Würde angemeſſene Wohnungen ein und wies ihnen liegende Güter und andere Einkünfte an, wovon ſie leben konnten, und wovon die Hauptkirche, die er zu bauen im Sinne hatte, unterhalten werden ſollte.

Auguſtin reiste nun nach Arles in Frankreich, um ſich zufolge der Befehle des Pabſtes, die er ſchriftlich vorlegte, zum Biſchofe weihen zu laſſen. Sogleich nach ſeiner Einweihung eilte er wieder nach England zurück, ſchickte Abgeordnete, den Prie-

ſter Laurentius mit noch einem Reiſegefährten, an den Pabſt Gregorius, ſchrieb ihm, welche erfreuliche Früchte das Wort des Herrn in England bringe, fragte ihn über Vieles um Rath, und bat, ihm noch mehrere Mitarbeiter zu ſenden, indem die Ärnte groß, der Arbeiter aber zu wenige ſeyen.

Der Pabſt war über dieſe Nachrichten hocherfreut, antwortete ihm ſogleich ſchriftlich, ertheilte ihm über alle Anfragen die nöthige Auskunft, und ſchickte ihm neue Mitarbeiter, unter denen Paulinus, Melitus und Juſtus die vorzüglichſten waren. Auch gab er dieſen würdigen Männern für die Kirche zu Canterbury herrliche Geſchenke mit — heilige Gefäße, Altarzierden, Kirchenkleider ſowohl für die Prieſter als die geringern Altardiener, Reliquien der heiligen Apoſtel und Märtyrer, und viele Bücher. —

II.

Der heilige Paulinus.

Das Königreich Kent war damals in England das einzige Reich, das ſich zur chriſtlichen Religion bekannte. König Edelbert war geſtorben; ſein Sohn Eadbald, eben ſo chriſtlich geſinnt wie ſein Vater, hatte die Regierung übernommen. Gegen Norden hin, in dem Lande am Fluſſe Humber, Northumberland genannt, herrſchte damals König Edwin. Dieſer König ordnete Geſandte an Eadbald ab, und erbat ſich deſſen Schweſter, die Prinzeſſin Edelburga, zur Gemahlin. König Eadbald antwortete: „Es gebührt ſich nicht, daß eine chriſtliche Jungfrau ſich mit einem heidniſchen Manne vermähle.“ König Edwin ſchickte die Geſandten zum zweiten Male, und verſprach, er werde nie das Geringſte thun, das der chriſtlichen Religion entgegen ſeyn könnte; er verpflichte ſich, ſowohl der Prinzeſſin als ihrem ganzen Gefolge, Männern und Frauen, auch dem Prieſter, den ſie mitbringen werde, die freie, ungehinderte Ausübung ihrer Religion zu geſtatten; ja er ſelbſt ſey bereit, die chriſtliche Religion

anzunehmen, wenn er ſie werde näher kennen gelernt, und nach genauer Prüfung ſie als gut, heilig und gottes=würdig werde erkannt haben. Auf dieſe Verſicherung hin wurde ihm die Prinzeſſin zugeſagt. König Eadbald bat den Paulinus, einen Jünger Auguſtins, ſie als Seelſorger und Gewiſſensfreund zu begleiten. Paulinus war über dieſen Antrag ſehr erfreut; er hoffte, nicht nur die Prinzeſſin vor den heidniſchen Irrthümern zu bewahren, ſondern auch ihren künftigen Gemahl und deſſen Unterthanen für die chriſtliche Religion zu gewinnen. Auf Anſuchen Eadbalds ward Paulinus zuvor noch, um ihm ein größeres Anſehen zu verſchaffen, zum Biſchofe geweiht, und ſo reiſ'te denn die königliche Braut mit zahlreichem Gefolge und von Paulinus begleitet nach Northumberland, und ward des Königs Edwin Gemahlin.

König Edwins Jugendgeſchichte war ſehr merkwürdig, und es iſt der Mühe werth, ja nöthig, auf dieſelbe zurück zu gehen. Edwin war, als ſein Vater Ella ſtarb, noch ein junger Prinz. Edelfried, König der Oſtangeln drang plötzlich in Northumberland ein, eroberte es, und ſtellte dem Prinzen Edwin nach dem Leben; allein dieſem gelang es, ſich durch eilige Flucht zu retten. Arm, verlaſſen, in ſteter Lebensgefahr irrte er von Land zu Land umher. Endlich nahm er ſeine Zuflucht

zu König Redualb im nördlichen England und bat ihn, gegen Edelfried ihm Schutz zu verleihen, und ihn nur als einen Diener anzunehmen, indem er verſprach, ihm die treueſten Dienſte zu leiſten. Redualb nahm ihn auf das liebreichſte auf, und verſprach ihm Schutz und Sicherheit.

Allein ſobald König Edelfried dieſes vernommen hatte, forderte er durch eine eigene Geſandtſchaft den König Redualb auf, ihm den jungen Edwin auszuliefern, und bot ihm eine große Summe Geld an, wenn er es thun würde. Redualb ſchlug das Anerbieten ab. Eine neue Geſandtſchaft kam und bot ihm noch eine größere Summe Geldes. Redualb blieb ſtandhaft und ſchlug das Geſuch abermal ab. Die Geſandten kamen das Dritte Mal, verſprachen noch mehr Geld und erklärten ihm, wenn er nicht einwillige, den Krieg. Redualb, nicht ſo faſt von dem verſprochenen Gelde angelockt, als von der Androhung eines Krieges erſchreckt, wankte und zeigte ſich geneigt, den Prinzen Edwin auszuliefern.

Edwin wußte von dieſem Allem noch nichts. Er wollte ſich in ſeinem Schlafzimmer eben zu Bette legen — da kam ſein vertrauter Jugendfreund, den er an dem königlichen Hofe hatte, zu ihm, erzählte ihm Alles, und ſprach dann: „Entfliehe augenblicklich; ich will dich begleiten. Ich will dich an einen Ort führen, wo weder Edelfried noch Redualb

dich erreichen können.“ Allein Edwin ſprach: „Ich danke dir für deine treue Liebe. Allein ich kann deinen Rath nicht befolgen. König Reduald hat mir bisher nur Gutes erwieſen. Wie könnte ich die Treue, die ich ihm angelobt habe, zuerſt brechen! Und wohin ſoll ich fliehen? Ich habe ganz England durchwandert, und nirgens Schutz und freundliche Aufnahme gefunden, als bei Reduald.“

Edwin ging, als ſein wohlmeinender Freund ihn verlaſſen hatte, noch in der Nacht hinaus vor die königliche Wohnung, ſetzte ſich traurig und tief betrübt auf einen Stein, und ſann nach, was er thun ſolle, um ſich zu retten. Es war eine ſtille Nacht, alles ſchlief und der Mond ſchien überaus hell. Da ſtand plötzlich ein Mann, ihm von Angeſicht ganz unbekannt, aber von ehrwürdiger Geſtalt und in fremder Kleidung vor ihm und ſprach voll Mitleids: „Warum biſt du ſo traurig und warum ſitzeſt du, während andere Menſchen des ſüßen Schlafes genießen, einſam hier auf dieſem Stein? Doch ich weiß, was dich bekümmert, und dir das Herz beſchwert. Allein ſage mir, was würdeſt du Demjenigen thun, der dich von deinem Kummer befreien und den Reduald bewegen würde, daß weder er ſelbſt dir ein Leid zufüge, noch dich deinen Feinden ausliefere?“ Edwin ſagte: „Für eine ſolche Wohlthat würde ich ihm alles Gute erweiſen, das nur immer in meiner Macht ſtände.“ Der Fremde ſprach weiter:

„Wenn er dir aber verſpräche, du ſolleſt wieder auf den Thron deines Vaters erhoben werden, und alle Könige von England an Macht und Herrlichkeit übertreffen, wie würdeſt du dann gegen ihn geſinnt ſein?“ Edwin ſagte: „Mein Dank würde ſo groß ſeyn, als dieſe Wohlthat.“ Der Fremde ſprach zum dritten Male: „Wenn aber Derjenige, der dir dieſes weiſſagt, dich aufforderte, ihm zu verſprechen, daß du alsdann auf das Heil deiner Seele bedacht ſeyn und dein Leben beſſer und nützlicher anwenden wolleſt, als deine Vorfahren, würdeſt du ihm Gehör geben?“ Edwin ſprach, er werde Demjenigen, der ihn aus ſo großer Noth erretten und ihn wieder auf den Thron ſeiner Väter erheben werde, in Allem gehorchen. Der Fremde legte ſeine rechte Hand ihm auf das Haupt und ſprach: „Wann Alles, was ich dir ſagte, erfüllt ſeyn wird, ſo ſey es dir ein Zeichen, daß ich die Wahrheit redete. Erinnere dich dann dieſes Geſpräches, und ſäume nicht, zu thun, was du verſprochen haſt.“

Der Fremde entfernte ſich ſchnell und verſchwand. Edwin glaubte, ein ſeliger Geiſt, ein Engel Gottes ſey ihm erſchienen. Himmliſcher Troſt erfüllte ſein Herz. Dieſe Erſcheinung machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß ſie ihm unvergeßlich blieb.

Getroſt ging Edwin auf ſein Zimmer; am nächſten Morgen kam ſein Freund herein und rief

erfreut: „Alles ſteht gut! Die Königin hat den König auf beſſere Gedanken gebracht. Sie ſtellte ihm vor, wie tief es einen König erniedrigen würde, ſeinen treueſten Diener, ja ſeinen beſten Freund, der in der größten Noth ſeine Zuflucht zu ihm genommen, für Geld zu verkaufen oder gar zu ermorden. Treu und Glauben, ſagte ſie, ſind mehr werth, als alle Schätze der Welt."

Der König erklärte nun den Geſandten, daß er den Prinzen Edwin nicht ausliefern werde, und die Geſandten erklärten ihm den Krieg. Sobald ſie abgereist waren, ſammelte König Redualb ein großes Kriegsheer, und fiel plötzlich in Edelfrieds Land ein. Da dieſer auf einen ſo unerwarteten Überfall nicht gefaßt war, und nicht ſo ſchnell eine hinreichende Anzahl ſeiner Krieger zuſammen bringen konnte, verlor er die Schlacht, ja ſogar das Leben, und König Redualb ſetzte Edwin wieder auf den väterlichen Thron.

Allein auch als König war Edwin vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde nicht ſicher. An dem heiligen Oſtertage ließ ſich ein Geſandter des Königs von Weſtſachſen melden, ward vorgelaſſen, fing ſeinen Vortrag an, zog aber plötzlich einen großen, langen Dolch, den er unter ſeinem Kleide verborgen hatte, hervor, um den König zu ermorden. Ein treuer Diener, Namens Lilla, warf ſich eilig dazwiſchen, um ſo, da er weder Waffen noch

einen Schild hatte, den Stoß mit ſeinem Leibe aufzufangen, und den König zu ſchützen. Der Mörder hatte aber einen ſo mächtigen Stoß geführt, daß nicht nur der Diener ganz und gar durchbohrt wurde, ſondern die Spitze des ſcharfen Stahls noch in den Leib des Königs eindrang und ihn lebensgefährlich verwundete. Denn der Dolch war in ein ſo heftiges Gift getaucht, daß auch die leichteſte Wunde den Tod verurſachen mußte. Augenblicklich eilten mehrere Bewaffnete dem Könige zu Hülfe. Der Meuchelmörder ſetzte ſich wüthend zur Wehre, erſtach noch einen Diener, Namens Fordher, wurde aber überwältigt und gefangen genommen.

In der Nacht vor eben demſelben Oſtertage hatte die Königin dem Könige eine Tochter geboren. Paulinus begab ſich zu dem Könige, wünſchte ihm zu der Geburt einer Tochter, und zu ſeiner, wie von der Güte Gottes ſicher zu hoffen, ganz gewiſſen Errettung vom Tode Glück, und ermahnte ihn, dieſe zwei große Wohlthaten Gottes zu erkennen und nicht mehr den eiteln Götzen, ſondern dem einzig wahren, allmächtigen Gott zu danken. Der König nahm dieſe Glückwünſche, und auch die Ermahnung ſehr gütig auf, und verſprach den Götzen zu entſagen und an Chriſtus zu glauben, wenn dieſer ihn bei Leben erhalte und ihm den Sieg über den feindlichen König verleihe, der ihn durch jenen Meuchelmörder wollte ermorden laſſen.“

„Als ein Pfand, ſprach der König, daß ich Wort halten werde, übergebe ich dir meine Tochter, damit du ſie tauſeſt und Chriſto deinem Herrn heiligeſt.“

Am folgenden Pfingſtfeſte wurde die Prinzeſſin mit großer Feierlichkeit von dem Biſchoffe Paulinus getauft. Sie war aus dem ganzen Volke von Northumberland das erſte Kind, das getauft wurde. Doch empfingen zugleich mit ihr noch zwölf Perſonen vom königlichen Hofe die heilige Taufe.

König Edwin, der von ſeiner Wunde vollkommen geheilt wurde, ſammelte nun ein Kriegsheer, zog gegen den feindlichen König zu Feld und ſchlug ihn. Alle Diejenigen, die ſich, wie er ſicher erfuhr, verſchworen hatten, ihn meuchelmörderiſcher Weiſe umzubringen, ließ er hinrichten. Alle Diejenigen aber, die ſich ihm freiwillig unterwarfen, verſchonte er, und nahm ſie in ſeine Dienſte. Siegreich kehrte er zurück in ſein Land, entſagte dem Götzendienſte, verſchob es aber noch, ſich tauſen zu laſſen. Er wollte, als ein Mann von großem Verſtande, einen ſo hochwichtigen Schritt nicht ohne viele Überlegung thun; er wollte zuvor von der Wahrheit der chriſtlichen Religion vollkommen überzeugt ſeyn. Er unterredete ſich öfters mit Paulinus; gar oft ging er ſtillſchweigend umher oder ſaß einſam in ſeiner Wohnung, und erwog in der Tiefe ſeines Herzens alle Worte,

die Paulinus ihm geſagt hatte. Als er eines Tages wieder ſo da ſaß, trat Paulinus zu ihm, und ſprach: „Gedenke jener Nacht, da du bekümmert und in Todesgefahr vor der Wohnung des Königs Redualds auf einem Steine geſeſſen. Alles, was dir damals verheißen worden, iſt nun in Erfüllung gegangen. Gott hat dich in dein väterliches Königreich wieder eingeſetzt, und dich von allen Nachſtellungen deiner Feinde errettet. Halte nun auch du, was du damals verſprochen haſt.“ Edwin hatte jene Erſcheinung noch keinem Menſchen erzählt, und wunderte ſich, wie Paulinus davon wiſſen könne. Allein jetzt legte Paulinus, wie damals in jener Nacht, ihm die Hand auf das Haupt, und in dieſem Augenblicke erkannte der König in ihm jenen ehrwürdigen Fremden, der ihn in jener Nacht getröſtet und ihm Alles, was ihm ſeither begegnete, geweiſſagt hatte. Er erkannte nun in den Begebenheiten ſeines Lebens das göttliche Walten, und fiel dem Paulinus erſchüttert und von heiliger Ehrfurcht durchdrungen zu Füßen, und bekannte, daß er nun an Chriſtus glaube. Paulinus hob den König auf, umarmte ihn, und dankte Gott.

König Edwin verſammelte nun ſeine Fürſten und Räthe, ſowie auch die Götzenprieſter um ſich. Er wünſchte, daß alle ihm beiſtimmen möchten, und ſich taufen ließen. Er wollte aber, bevor er

ihnen ſeinen Entſchluß eröffnete, einen nach dem andern vernehmen, was er von dem Glauben der Chriſten halte. Der oberſte Götzenprieſter, Namens Coiſi, antwortete zuerſt und vor allen andern und ſprach: „Was es mit der neuen Lehre, die uns verkündet wird, für eine Beſchaffenheit habe, da wolleſt du zuſehen, o König. Was aber die Religion betrifft, der wir bisher anhingen, ſo bekenne ich freimüthig und meiner aufrichtigen Überzeugung gemäß, daß ſie keine Kraft habe, und keinen Nutzen bringe. Von allen deinen Unterthanen, mein König, hat keiner dieſen Göttern eifriger gedient, als ich. Allein Alle hatten bei Allem, was ſie thaten oder unternahmen, mehr Glück, als mir zu Theil wurde. Wenn dieſe Götter etwas vermöchten, ſo ſollten ſie doch auch mir, ihrem eifrigſten Diener, etwas Gutes erwieſen haben. Es bleibt uns daher nichts übrig, als die neue Lehre genau und ſorgfältig zu prüfen, und wenn ſie uns als wahr und heilſam erſcheinen wird, ſie unverweilt und ohne alle Zögerung anzunehmen."

Einer der Fürſten gab dem Oberprieſter Recht, und ſprach dann: „Wie mir unſer Leben hier auf Erden vorkomme, will ich dir jetzt ſagen, mein König! Wir ſaßen neulich am ſpäten Abende mit dir zu Tiſche. Die Halle war von einem auflodernden Feuer erhellt und lieblich erwärmt. Draußen aber war es Nacht; es ſtürmte, regnete und ſchneite.

Da flog bei der einen Thüre ein Vögelein herein, flatterte in dem Glanze des Feuers und der angenehm erwärmten Luft freudig umher, und flog dann zur andern Thüre wieder hinaus. So iſt es mit uns Menſchen hier auf Erden. Nur kurze Zeit erfreuen wir uns hier auf Erden des Lebens. Allein vor uns und hinter uns liegt finſtere Nacht. Wir wiſſen nicht was vorher geht und nachher kommt. Wenn uns dieſe neue Lehre hierüber ſichere Auskunft geben kann, ſo verdient ſie, daß wir ſie mit Freude ergreifen."

Alle gegenwärtige Fürſten und Räthe, die von der Gnade Gottes bereits ergriffen waren, machten ähnliche Bemerkungen und ſtimmten ihm bei. Der Oberprieſter aber ſprach: „Ich möchte den Paulinus ſelbſt hören!" Dieſes wünſchten auch die Übrigen. Der König verſchaffte ihnen dazu Gelegenheit. Alle hörten dem heiligen Manne aufmerkſam zu. Als Paulinus ſeine Rede geendet hatte, ſprach Coiſi: „Bisher habe ich immer vergebens nach Wahrheit geſucht. Je mehr ich nachforſchte, je weniger fand ich ſie. Dieſe Lehre aber enthält Wahrheit, die uns Leben, Heil und ewige Seligkeit zu geben vermag."

Der König erklärte hierauf, daß er ſich zur chriſtlichen Religion bekenne, und alle Fürſten und Räthe faßten eben denſelben Entſchluß. Coiſi aber

ſprach: „Mein Rath, o König, iſt nun, daß wir die unnützen Tempel und Altäre der eiteln Götzen zerſtören und verbrennen.“ Der König fragte den Oberprieſter Coifi: „Wer ſoll der Erſte ſeyn, der es wagt, an dieſe Tempel und Altäre Hand anzulegen?“ „Wer anders, als ich! ſprach Coifi. Mir ſteht es vor allen Andern zu, die Götzen, die ich in meiner Thorheit bisher verehrt habe, nach der mir jetzt von dem wahren Gotte verliehenen Erkenntniß zu zerſtören. Ich will allem Volke ein Beiſpiel geben, dieſe Götzen für nichts zu achten.“ Zum Zeichen, daß er die eingebildete Würde eines Götzenprieſters als Aberglaube von ſich werfe und verabſcheue, bat er den König um Waffen, die zu tragen den Götzenprieſtern verboten war; auch verlangte er, da ihnen ebenſo das Reiten nicht erlaubt war, ein Pferd. Er gürtete das Schwert an, ergriff den Spieß, ſchwang ſich auf das muthige Kriegsroß, und ritt nach dem Orte, wo, nicht weit von der Stadt entfernt, der vornehmſte Götzentempel ſtand. Die Leute, die ihn reiten ſahen, meinten, er ſey wahnſinnig geworden. Als er dort angekommen war, belehrte er die übrigen Götzenprieſter über ſeine Sinnesänderung, warf dann den Spieß in den Tempel, was damals als eine Kriegserklärung angeſehen wurde, und befahl ſeinen Amtsgenoſſen und Dienern, den Tempel in Brand zu ſtecken und von Grund aus zu zer-

ſtören, auch die Gitter, die den Tempel umgaben, niederzureißen; was ſie dann auch vollbrachten.

König Edwin ließ in der Stadt eine chriſtliche Kapelle errichten, die einſtweilen nur von Holz erbaut wurde. In dieſer Kapelle ließ der König, ſo wie die Fürſten und viele Edle ſeines Reiches, ſich im chriſtlichen Glauben unterrichten, und im eilften Jahre ſeiner Regierung, an dem Oſterfeſte den 7. April des Jahres 616 ſich feierlich taufen. In der Folge wurden alle königliche Kinder hier getauft. Dem Paulinus bereitete er hier einen biſchöflichen Sitz, und fing den Bau einer herrlichen Domkirche ſo großartig an, daß ſie erſt nach vielen Jahren vollendet werden konnte.

Paulinus reiste nun nicht nur mit Bewilligung, ſondern nach dem Wunſche des Königs im ganzen Lande umher, um zu lehren und zu taufen. Einsmal kam er, um von unzähligen Anderm nur eines zu erwähnen, mit dem Könige und der Königin, nach Abergern, einem weit abgelegenen Schloſſe und einer Stadt, die in Folge der Zeit von Feinden zerſtört worden. Von allen Gegenden des Landes weit umher ſtrömte eine unermeßliche Menge Volkes herbei, den Paulinus zu hören, und ſich von ihm taufen zu laſſen. Schon der Anblick des heiligen Mannes machte auf Alle, die ihn ſahen, den tiefſten Eindruck. Er war von hoher Geſtalt, jedoch etwas vorgebeugt, von hagerm Angeſichte,

dunkeln Haaren, und der durchdringende Blick ſei-
ner Augen und ſeine würdevollen Geberden gebo-
ten Ehrfurcht. An dieſem einzigen Orte hat er 36
Tage lang vom frühen Morgen bis zum ſpäten
Abende gelehrt und getauft.

Edwin war ein ſehr weiſer und guter König,
und in ſeinem ganzen Reiche war Friede, Ruhe
und Ordnung. Man ſagte in einem Sprichworte,
das ſich auch noch auf ſpätere Zeiten erhalten hatte:
Wenn eine Mutter mit ihrem kleinen Kinde auf
dem Arme die Inſel, von einem Meere bis zum
andern durchwandern wollte, ſo würde ihr kein Leid
geſchehen; ja ſie würde vielmehr bei Jedermann
Hülfe und freundliche Aufnahme finden.

Auch auf das Geringſte nahm König Edwin
Bedacht, was zum Beſten, ja auch nur zur Be-
quemlichkeit ſeines Volkes dienen konnte. Wo ir-
gend an der Landſtraße ſich Brunnquellen befan-
den, da ließ er Sitze errichten, Bäume pflanzen
und Säulen anbringen, an denen Gefäße von Erz,
zum Waſſerſchöpfen für die Reiſenden angebracht
waren. Man durfte nicht fürchten, daß ſie geſtoh-
len würden. Die Leute aus der Nachbarſchaft mach-
ten aus Ehrfurcht vor dem Könige nicht einmal
Gebrauch davon, ſondern brachten ihre eigenen
Schöpfgeſchirre mit. Überall, wo der König nur
hinkam, war Freude und Jubel. Man pflegte da-
mals nur zur Kriegszeit vor dem Könige her eine

Fahne zu tragen. Jetzt geſchah dieſes ungeheißen auch zur Friedenszeit, lediglich weil das Volk ſeine Ehrfurcht ihm nicht anders zu bezeigen wußte.

Nachdem Edwin ſiebenzehn Jahre glücklich und glorreich regiert hatte, vereinigten ſich Kadwall, auch Carduella genannt, ein brittiſcher Fürſt und Penda, König der Mercier, gegen ihn, und fielen in ſein Land ein, um es zu erobern. Edwin zog ihnen entgegen, ſein Reich und ſeine Unterthanen zu vertheidigen. Allein der edle vortreffliche Edwin kam — wie denn Gottes Rathſchlüſſe unerforſchlich ſind — in der Schlacht um das Leben, den 4. October, im Jahre 633 nach Chriſti Geburt. Edwins Kriegsheer wurde gänzlich geſchlagen und zerſtreut. Der grauſame Penda, der noch ein Heide war, und der noch grauſamere Carduella, der nur den Namen eines Chriſten hatte, verfolgten ihren Sieg und verheerten das Land mit Feuer und Schwert.

Die königliche Wittwe Edelburga ſah ſich genöthigt, mit der kleinen Prinzeſſin Eadfrieda und dem noch jüngern Erbprinzen Vulkfren eilig zu entfliehen. Der Biſchof Paulinus, der Edelburga als eine Braut nach Northumberland begleitet hatte, führte ſie nun auf einem Schiffe wieder zurück zu ihrem Bruder Eadbald, dem König von Kent. Baſſus, ein treuer, tapferer Hauptmann des umgekommenen Königs, begleitete ſie. Pau-

linus hatte auch viele koſtbare Gefäße, vorzüglich ein großes goldenes Kreuz, und einen goldenen Kelch, die König Edwin für die Kirche zu York geſtiftet hatte, vor den raubgierigen Feinden gerettet und mit ſich genommen. Seinen frommen Diakon Jakobus hat er, zum großen Troſte der bedrängten Chriſten, im Northumberland zurück gelaſſen.

König Eadbald nahm ſeine tiefbetrübte Schweſter und deren Kinder voll brüderlicher Liebe auf. Den Paulinus ernannte er zum Biſchofe von Roceſter, welcher biſchöfliche Sitz eben erledigt war. Hier arbeitete Paulinus unermüdet im Weinberge des Herrn, bis er endlich, reich an Verdienſten, den 10. Oktober des Jahres 644 ſelig im Herrn entſchlief. Seine Leiche wurde in der Kapelle, die ſchon König Edelbert von Grund auf erbaut und dem heiligen Apoſtel Andreas gewidmet hatte, begraben. Ihm gebührt ſo wie dem heiligen Auguſtin, mit vollem Rechte der ruhmvolle Namen eines Apoſtels der Deutſchen in England.

III.

Der heilige Aidan.

Nachdem der weiſe, gute König Edwin von dem brittiſchen Fürſten Kadwall, und von Penda, dem Könige der Mercier, in einer großen Schlacht beſiegt und getödtet worden, und nach mancherlei blutigen Kriegsbegebenheiten kam Oswald, ein Anverwandter Edwins, auf den königlichen Thron von Northumberland. Oswald hatte früherhin, als ein noch junger Prinz, ſich nach Irland geflüchtet, dort die chriſtliche Religion kennen gelernt, ſich taufen laſſen, und war von ganzem Herzen ein Chriſt geworden. Allein Kadwall rückte auf's Neue und ganz unerwartet mit einem großen Kriegsheere, das er für unüberwindlich hielt, heran, ihn wieder vom Throne zu ſtoßen und ſich des Reiches zu bemächtigen. Oswald zog mit der ohne Vergleich geringern Anzahl von Kriegern, die er in der Eile zuſammen bringen konnte, ihm entgegen. An einem Bache, Denis-Bach genannt, machte er Halt und ließ, den Feind erwartend, ein großes hölzernes Kreuz zimmern, errichtete, voll frommen Eifers, es ſelbſt, hielt es mit beiden

Händen ſo lange, bis die Soldaten es in der dazu bereiteten Grube befeſtigt hatten, und rief dann ſeinem kleinen Heere mit lauter Stimme zu: „Laſſet uns die Kniee beugen, und zu Gott dem Allmächtigen beten, daß er uns gegen unſere übermüthigen Feinde ſchütze. Er weiß es, daß der Krieg, den wir führen, gerecht iſt, und daß wir nur für unſer Leben und unſer Volk kämpfen."

Die Soldaten gehorchten ihm, ſtanden, mit hohem Muthe erfüllt, von dem Gebete auf, und zogen dem anrückenden Feinde entgegen. Es kam zur Schlacht. Kadwall wurde beſiegt, verlor auf dem Schlachtfelde das Leben, und ſein Heer nahm die Flucht. An der Stelle, wo Oswald das Kreuz errichtet hatte, das zur Zeit noch das einzige chriſtliche Zeichen in dieſer ganzen Gegend war, wurde in der Folge eine Kirche erbaut; das Feld aber, wo der Himmel dem Könige Oswald den herrlichen Sieg verliehen hatte, nannte man Himmelsfeld.

Nachdem Oswald Gott für dieſen Sieg und die Befreiung von äußern Feinden gedankt hatte, richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf den innern Zuſtand des Landes. Während der langwierigen Kriege waren die Bewohner in der Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti weit zurückgekommen und ihre Sitten verwilderten. Die Geiſtlichen waren theils umgebracht, theils vertrieben worden, und

Niemand war da, das Volk zu lehren. Der König ſchickte daher einen Abgeordneten nach Irland, und ließ den Abt Sagan, von dem er ſelbſt in der chriſtlichen Religion unterrichtet worden, erſuchen, zu ihm zu kommen, ihm und ſeinem Volke das Wort Gottes zu verkünden. Der Abt konnte, wegen der Pflichten ſeines Amtes, nicht ſelbſt kommen, ſondern ſchickte einen andern Geiſtlichen. Dieſer kam und predigte eine Zeit; allein das Volk hörte ihn nicht gern, und ſeine Predigten brachten wenig Frucht. Er kehrte daher wieder in ſein Vaterland zurück, und berichtete dem Abte und den älteſten Vätern, das Volk, zu dem er geſendet worden, ſey ſo unbändig, roh und wild, daß er nichts habe ausrichten können. Der Abt und alle übrigen waren darüber beſtürzt und betrübt; denn das Heil ſo vieler Seelen lag ihnen ſehr am Herzen. Sie beſchloſſen, die ſämmtliche Geiſtlichkeit zu verſammeln, um eine ſo wichtige Angelegenheit zu berathen, und zu überlegen, wen ſie ſenden ſollen, vor allem aber bei dem Prieſter, der unverrichteter Sache wieder zurückgekommen war, ſich aufs Genaueſte zu erkundigen, was für Hinderniſſe er denn eigentlich gefunden habe.

Ein Ordensgeiſtlicher aus dem Kloſter Hu, der eben auf Beſuch gekommen war, und den ſie auch zur Verſammlung einluden, ein demüthiger, anſpruchloſer Mann, ſprach zu dem Prieſter, der ſich

über das Volk der Engländer ſo bitter beklagte: „Lieber Bruder! Mir ſcheint es, du ſeyeſt mit deinen unwiſſenden Zuhörern härter als billig verfahren. Du hätteſt ſie, nach dem Rathe des Apoſtels, Anfangs nur mit der Milch des göttlichen Wortes nähren ſollen; dann würden ſie nach und nach gelernt haben, die ſtärkere Speiſe des Evangeliums zu ertragen.

Auf dieſe ſeine Worte richteten Alle in der Verſammlung ihre Augen auf ihn. Sie ließen ſich mit ihm in eine ausführliche Unterredung ein, was er mit dieſen Worten ſagen wolle, und wie man das Geſagte ausführen könne. Alle erſtaunten über ſeine Einſicht, und riefen: „Dieſer iſt würdig Biſchof zu ſeyn! Er iſt der Mann, der es verſteht, wie man die Ungläubigen und die Unwiſſenden lehren ſoll. Er hat die rechte Beurtheilungskraft und Klugheit, ſo wie die Gabe der Unterſcheidung, die eine Haupttugend eines Lehrers des chriſtlichen Volkes iſt.“ Sie trugen darauf an, daß er wirklich zum Biſchofe geweiht und dann, von einigen Geiſtlichen begleitet, zu dem Könige Oswald geſendet werde.

Dieſer weiſe einſichtsvolle Mann hieß Aidan. Er beſaß aber nicht nur eine große Klugheit, ſondern war mit allen Tugenden geziert. Er war das Bild eines würdigen Prieſters, eines heiligen Biſchofes nach dem Vorbilde des guten Hirten

Jeſus. Er hatte die heilige Schrift wohl inne; ſie zu leſen und zu betrachten, war ihm, wo immer er hinkam, ein tägliches Geſchäft. Auch ſeine Mitarbeiter und Diener, ſowohl Geiſtliche als Laien, hielt er dazu an, und ließ ſie die Pſalmen auswendig lernen, damit ſie dieſelben auf Reiſen auch unterwegs beten konnten.

Die erſte Pflicht ſeines hohen Berufes war ihm das Lehramt, nach dem Befehle Jeſu: „Lehret und taufet die Völker." Allein die Sprache der Engländer war ihm beim Anfange ſeines Lehramtes nicht ſo geläufig, daß ihn das Volk verſtehen konnte. Da trat ihm König Oswald zur Seite, bat ihn, ſeine Lehren in ſeiner Mutterſprache vorzutragen, und überſetzte ſie dann in die Sprache der Engländer. Der König hielt es nicht unter ſeiner Würde, dem Biſchofe als Dolmetſcher zu dienen, und das Volk ward von dem Eifer des frommen Königs tief gerührt, und hatte vor ihm eine um ſo tiefere Ehrfurcht.

Was aber der Verkündigung des Evangeliums den größten Nachdruck gab, war, daß Aidan und alle, die mit ihm gekommen waren, genau darnach lebten. Er war ganz himmliſch geſinnt. Er hatte kein Verlangen nach den Gütern dieſer Erde, und achtete ſie für nichts. Der König und die Reichen und Mächtigen des Landes überhäuften ihn mit Geſchenken; allein er theilte Alles, was er bekam,

unter die Armen aus, und behielt nur ſoviel davon, als er und die Seinigen zum Leben unumgänglich nöthig hatten. Auch verwendete er einen großen Theil des erhaltenen Geldes dazu, Sklaven und widerrechtlich Gefangene los zu kaufen, unterrichtete ſie ihm Chriſtenthume, und Manche derſelben wurden von ihm zu Prieſtern geweiht.

Als er der Engliſchen Sprache, was bald geſchah, vollkommen mächtig geworden, reiste er beſtändig in Städten und Dörfern umher, predigte dem Volke, beſuchte die Kranken, und gewährte den Sterbenden den letzten Troſt der Religion. Immer ging er zu Fuße, nur wenn er zu einem Sterbenden gerufen wurde, und es Eile hatte, ihn noch bei Leben zu treffen, oder wenn Flüſſe und Bäche hoch angeſchwollen waren, und ihn am Weiterreiſen hinderten, bediente er ſich eines Pferdes. In Speis und Trank war er äußerſt mäßig. Er pflegte erſt Nachmittags um drei Uhr, ohne früher etwas zu genießen, zu Tiſche zu gehen. Wenn er, was ſelten geſchah, an der königlichen Tafel ſpeiste, ſo brachte er allzeit einen oder zwei Geiſtliche mit, ſtand aber, bevor abgeſpeist war auf, und begab ſich mit ihnen in ein beſonderes Zimmer, um da nach ſeiner Gewohnheit zu leſen und zu beten.

Einſt am heiligen Oſtertage war der fromme Biſchof von dem Könige abermal zur Tafel eingeladen. Kaum hatte der Biſchof das Tiſchgebet ge-

ſprochen, ſo trat der Armenpfleger, den der König eigens zu dieſem Amte aufgeſtellt hatte, in den Speiſeſaal und meldete, daß ſich noch eine große Anzahl Arme an der Pforte des Pallaſtes eingefunden habe, und um Almoſen flehe; alles Geld aber, das der König für die Armen angewieſen habe, ſey bereits ausgegeben. Da ergriff der König eine große ſilberne Schüſſel, die aufgehäuft voll der beſten Speiſen auf der Tafel ſtand, überreichte ſie dem Armenpfleger, und ſprach: „Gib dieſe Speiſen den Armen; die Schüſſel aber verkaufe, und vertheile das Geld unter die Armen.“ Der Biſchof aber faßte die Rechte des Königs und rief innigſt gerührt; „O möchte dieſe Hand nie verweſen!“ Lange nach dem Tode des Königs fand man, wie ſein Geſchichtſchreiber verſichert, die Hand wirklich unverweſt und hat ſie in einem ſilbernen Käſtlein in der von ihm erbauten Peterskirche auf der Inſel Lindisfarn aufbewahrt, als ein Denkmal, welches große Wohlgefallen Gott an den Werken der Barmherzigkeit habe.

Biſchof Aidan zog ſich manchmal auf eben dieſe Inſel, die ganz nahe an dem Meeresufer von Northumberland lag, zurück, um in dieſem ruhigen, einſamen Aufenthalte der Betrachtung und dem Gebete obzuliegen. Der König ſchenkte ihm die ganze Inſel zu einem biſchöflichen Sitze, und ließ da nebſt der Kirche noch Wohnungen für den

Biſchof und ſeine Geiſtlichkeit erbauen. Da der Biſchof und ſeine Geiſtlichen ein frommes heiliges Leben führten, ſo nannte das Volk dieſe Inſel die Heiligen-Inſel, welchen Namen ſie noch heut zu Tage führt. Auch König Oswald wurde nach ſeinem Tode den Heiligen beigezählt.

Oswin, der Thronfolger des Königs Oswald, zeichnete ſich beſonders an Gottſeligkeit und Demuth aus. Eines Tages ſchenkte er ſein beſtes Reitpferd, das er zuvor prächtig aufzäumen und ſatteln ließ, dem Biſchofe Aidan, damit der fromme Mann, obwohl er, gleich den Apoſteln immer zu Fuß ging, wenigſtens nicht durch die Gießbäche waten müſſe, oder, wenn er Eile habe, deſto ſchneller an End' und Ort kommen könne. Der Biſchof ritt nach wenigen Tagen über Feld. Da näherte ſich ihm ein Mann, deſſen Redlichkeit und Rechtſchaffenheit ihm längſt bekannt war, und der durch Unglück um all ſein Hab und Gut gekommen und mit Weib und Kindern in das äußerſte Elend gerathen war. Der Mann klagte dem Biſchofe ſeine große Noth. Aidan, vom innigſten Mitleid durchdrungen, ſtieg ab, und da er ihm eben jetzt ſonſt nichts zu geben wußte, ſo ſchenkte er dem armen Mann das Pferd ſammt Zaum und Sattel. Als man dieſes dem Könige hinterbrachte, wurde er ſehr unwillig, und machte dem Biſchofe, ſobald dieſer wieder nach Hof kam, hef-

tige Vorwürfe. „Wie mochteſt du doch, Herr Biſchof, ſprach er unter Anderm, ein königliches Pferd, das ich recht für dich ausgeſucht und dir zu eigen gegeben habe, einem Bettler ſchenken?“ Der Biſchof ſprach blos: „Iſt dir denn, o König, ein Pferd lieber, als ein armer Menſch, der doch auch ein Kind Gottes iſt!“

Man ſetzte ſich hierauf zur Tafel, und der Biſchof an ſeinen gewöhnlichen Platz. Nach der Mahlzeit begab der König, noch immer unwillig, ſich auf die Jagd. Als er Abends von der Jagd zurück kam, und ſich an dem Feuer, das man in dem Saale angezündet hatte, mit ſeinen Begleitern wärmte, ſah er den Biſchof herein kommen, gürtete ſein Schwert ab, gab es einem Diener, eilte dem Biſchofe entgegen, bat ihn demüthig um Verzeihung, und ſprach: „Von nun an werde ich dich nicht mehr tadeln, was oder wie viel du von meinen Geſchenken unter die Armen austheilen willſt.“

König Oswin hatte ſich mit der Prinzeſſin Eadfriede, des ſeligen Königs Edwin Tochter, die ſich bei ihrem Bruder Eadbald, dem Könige von Kent befand, zur Ehe verlobt, und ſchickte einen alten, ehrwürdigen Prieſter, der bei allen Fürſten im hohen Anſehen ſtand, Namens Utta, dahin, ſie abzuholen. Utta hatte im Sinne zu Land dahin zu reiſen, die königliche Braut aber zu Schiffe hieher

zu führen. Er ging, bevor er abreiste, mit ſeinen Begleitern zu dem Biſchofe Aidan und bat ihn, für ſich und ſeine Reiſegefährten um den biſchöflichen Segen. Der Biſchof ſegnete ſie, und ſprach zu dem Prieſter Utta, indem er ihm ein Fäßchen voll geweihten Öls übergab: „Es werden euch auf eurer Schifffahrt Wind und Meer ungünſtig ſeyn. Gieße dann dieſes Öl in das Meer, und es wird ſtill werden." Was der heilige Biſchof vorher geſagt hatte, geſchah. Es erhob ſich ein heftiger Wind, und das Meer fing an hohe Wellen zu werfen. Utta goß das Öl in das Meer, und die ungeſtümmen Wellen legten ſich. Alle, die dieſes mit Augen ſahen, und alle, die davon hörten, hielten dieſe Begebenheit für ein offenbares Wunder.

Für diejenigen Leſer, welche die Wahrheit dieſer Begebenheit, blos wegen des Wunderbaren, das darin vorkommt, vielleicht zu bezweifeln geneigt ſind, dürfte die Bemerkung nicht überflüßig ſeyn: Einer der größten Männer vorigen Jahrhunderts machte die Entdeckung: Öl in das Meer gegoſſen, beſänftige deſſen ungeſtüme Wellen. Es wäre wohl möglich, daß Aidan dieſes ſchon mehr als tauſend Jahre früher wußte, zumal ein noch früherer Naturforſcher ſchon von dieſem Mittel, die ungeſtümen Meereswellen, zu beſänftigen, Meldung macht. *)

*) Die erwähnten zwei Naturkundige ſind Franklin und Plinius.

Aidan und die heiligen Männer, die ganze Völker mit Erkenntniß himmliſcher Wahrheit erleuchteten, hatten auch in irdiſche Dinge eine tiefere Einſicht, und vertrauten bei all dieſer Erkenntniß vorzüglich auf den Segen von Oben, und weihten ſolche Mittel, bevor ſie davon Gebrauch machten, mit frommen Gebeten. Man könnte auch jetzt noch in dieſer Hinſicht von ihnen lernen, wenn man ſo manches, was ihre Geſchichtſchreiber von ihnen erzählen, nicht ſogleich, ohne es näher zu erwägen, als unwahrſcheinlich verwerfen wollte.

Aidan war bis an das Ende ſeines Lebens unermüdet thätig. Nachdem er ſiebenzehn Jahre lang Biſchof geweſen, und ſchon ſehr alt war, kam er eines Tages in ein Dorf, wo er eine Kirche, aber noch kein Haus erbaut hatte; er pflegte deßhalb unter einem Zelte zu wohnen, und von hier aus in den umliegenden Dörfern zu predigen. Hier erkrankte er und ſtarb den 31. Auguſt 651. Seine Leiche wurde, ſeinem letzten Willen gemäß, auf dem gemeinſchaftlichen Gottesacker zu Lindisfarn begraben. Als nach einiger Zeit hier eine größere Kirche erbaut und dem heiligen Petrus gewidmet worden, hat man des heiligen Aidans Gebeine, aus Ehrfurcht gegen einen ſo großen Biſchof, in dieſe Kirche überſetzt und ſie zur rechten Seite des Altars feierlich und mit großer Andacht zur Erde beſtattet.

IV.

Der heilige Wilfried.

Wilfried war der erſte Engländer, der aus England über das Meer herüberkam, und den Deutſchen das Evangelium verkündete.

Er wurde in Northumberland im Jahre 632 geboren. Sein Vater hatte, wie ſich aus allen Umſtänden ergibt, irgend eine Anſtellung an dem königlichen Hofe; ſeine fromme Mutter verlor er ſehr frühe. Er war ein Knabe von trefflichem Verſtande und der edelſten Gemüthsart; ſo hoffnungsvoll und auch ſo ſchön von Geſtalt, und dabei ſo beſcheiden, daß ihn Jedermann lieb gewann. Sein Vater verheirathete ſich wieder; allein der Aufwand, die Prachtliebe und das geräuſchvolle Leben der Stiefmutter waren dem ernſten, geſetzten Knaben zuwider; es ſchmerzte ihn ſehr, daß er, ſchon bald vierzehn Jahre alt, in dem väterlichen Hauſe keine Gelegenheit fand, ſo viel als er wünſchte, zu lernen. Doch verſchloß er ſeinen Schmerz in ſeinem Herzen. Die Königin Eanfleda ward auf den Knaben, der ſich an Gaben des Geiſtes und des Leibes ſo ſehr auszeichnete, aufmerkſam geworden. Sie merkte bald, daß er etwas auf dem Herzen

habe. Durch freundliches Zureden brachte ſie endlich ſein Geheimniß heraus. Sie ſagte, ſie wolle ihn, wenn ſein Vater nichts dagegen habe, an Cudda empfehlen, der vorhin königlicher Kämmerer geweſen, aus Liebe zu Chriſtus aber den Hof verlaſſen und ſich in das Kloſter Lindisfarn begeben hatte. Der Vater war darüber ſehr erfreut, ermahnte den Knaben auf dem gewählten guten Wege muthig fortzuwandeln, gab ihm ſeinen Segen und entließ ihn.

Der junge Wilfried begab ſich mit Freuden in das Kloſter, und widmete ſich nun ganz den Übungen der Gottſeligkeit und den Wiſſenſchaften. Er hatte aber für jetzt noch nicht im Sinne, für immer in dem Kloſter zu bleiben, und ließ ſich deßhalb ſeine ſchönen lockigen Haare noch nicht abſchneiden. Sein Geſchichtſchreiber bemerkt hiebei, daß der junge Wilfried ſich — was mehr als eine Mönchskrone ſey — durch Demuth und Gehorſam auszeichnete. Er war daher auch bei den ehrwürdigen Vätern des Kloſters und den Jünglingen, die mit ihm ſtudirten, gleich beliebt.

Nachdem Wilfried einige Jahre in dem Kloſter zugebracht, und Alles, was da zu lernen war, gelernt hatte, faßte er den kühnen Gedanken, ſich nach Rom zu begeben, um es dort in Frömmigkeit und Wiſſenſchaft zu jener höhern Vollkommenheit zu bringen, die er ſich zum Ziele ſetzte. Denn

aus Rom waren ja die erſten Verkünder der chriſtlichen Religion nach England gekommen; und Rom war damals auch in Hinſicht der Gelehrſamkeit die erſte Stadt der Welt. Die Väter des Kloſters lobten ſein Vorhaben und ermunterten ihn, es auszuführen. Er begab ſich daher zur Königin Eanfleda und bat ſie, ihm dazu verhülflich zu ſeyn. Sie ſchickte ihn, mit einem Empfehlungsſchreiben zu Erkonbert, dem Könige von Kent, der mit ihr ſehr nahe verwandt war, und dieſer übergab ihn einem jungen Manne von ſehr edlem Geſchlechte, der eben nach Rom reiſen wollte, und nachmals als Abt von Wirron unter dem Namen Benedikt ſehr berühmt wurde. Dieſer nahm ihn mit nach Rom. Wilfried war dort ſo glücklich, die Gewogenheit, ja die Freundſchaft des Archidiakons und päpſtlichen Geheimſchreibers Bonifaz, eines der frömmſten und gelehrteſten Männer jener Zeit zu gewinnen. Dieſer gab ihm Unterricht in der Gottesgelehrſamkeit und wählte dazu die Lehrbücher, die er für die allerbeſten hielt, die vier Evangelien, die er ihm der Ordnung nach auslegte; auch unterrichtete er ihn ſonſt noch in Allem, was zu lernen er in ſeinem Vaterlande keine Gelegenheit gefunden hatte. Dieſe Tage waren für Wilfried, wie er ſelbſt öfters verſicherte, die ſeligſten ſeines Lebens.

Als er wieder in England angekommen war,

nahm ihn König Alfred von Northumberland ſehr gnädig auf, fand großes Wohlgefallen an ihm und ſchenkte ihm ſein Zutrauen. Er wünſchte, einen ſo geiſtvollen und gelehrten Mann beſtändig um ſich zu haben und machte ihn, ſobald er zum Prieſter geweiht war, zu ſeinem Hofkaplan. In der Folge ward er zum Biſchof von Yorik erwählt und zu Paris von dem Erzbiſchofe Angelbert in Gegenwart von eilf andern Biſchöfen geweiht. Er verwaltete ſein Bisthum mit apoſtoliſchem Eifer. Seine Leutſeligkeit und Freundlichkeit gegen alle, auch die geringſten Menſchen, ſeine heitere Gemüthsart gewannen ihm aller Herzen und ſeine richtige Beurtheilungskraft im Rathgeben erwarb ihm das allgemeine Zutrauen. Die edelſten Männer im Lande vertrauten ihm ihre Söhne, ſie mochten nun zu geiſtlichen oder weltlichen Ämtern beſtimmt ſeyn, und er ſelbſt nahm ſich bei ſeinen vielen wichtigen Geſchäften noch die Zeit, ihnen Unterrichtungsſtunden zu geben. Noch wurde beſonders ſeine Mäßigkeit gelobt. Er war es gewohnt bei Tiſche faſt immer nur von einer Speiſe zu eſſen, und den einzigen Becher Wein, den er ſich vorſetzen ließ, niemals ganz auszutrinken.

Wie es aber Männern, die ſo viele Freunde und Verehrer haben, auch niemals an Feinden und Neidern fehlte, ſo ging es auch ihm. Egfried, einer

der folgenden Könige, wurde durch verläumderiſche Zungen gegen Wilfried eingenommen. Der König entzweite ſich mit ihm und verbannte ihn aus ſeinem Reiche. Wilfried war viel zu edelmüthig, die Zeit ſeiner Verbannung in unnützer und unthätiger Traurigkeit hinzubringen; er widmete ſich nun ganz der Bekehrung der Heiden. Er begab ſich in das Königreich Süſſek. Der König Edilwach und die Königin Ebba hatten ſich bereits zum chriſtlichen Glauben bekehrt und waren getauft; allein faſt das ganze Land war noch der Abgötterei ergeben. Der König und die Königin nahmen ihn gütig auf; Wilfried predigte den Glauben an Chriſtus und die Edlen und Ritter des Reiches bekehrten ſich, zur großen Freude des Königs zuerſt, und ließen ſich von Wilfried taufen. Auch eine zahlreiche Menge Volkes folgte ihrem Beiſpiele und wurde von den vier Prieſtern, die den Biſchof begleiteten, getauft.

Eben damals entſtand in England eine große Theurung; denn die Witterung war höchſt ungewöhnlich und ungünſtig. Im Jahre ſechshundert und ſieben und achtzig erſchien im Auguſt ein Kometſtern, der drei Monate lang zu ſehen war, und allemal in der Morgenſtunde gleich einer hohen ſtrahlenden Flammenſäule am Himmel ſtand. Die drei nächſten Jahre darauf waren, wie einige meinten. als eine natürliche Folge dieſer Erſchei-

nung ſo trocken, daß es in dieſer ganzen Zeit faſt gar nicht regnete. In der Gegend von Boſenham, nächſt dem Meere, war der Hunger ſo furchtbar, daß oft ganze Familien, ja vierzig bis fünfzig Menſchen ſich auf hohe Felſen am Ufer begaben, einander bei den Händen faßten, und ſo ſich mit einander in den Abgrund des Meeres ſtürzten. Da ihnen der Troſt der Religion fehlte, und das Volk jener Gegenden ſchon damals zur Schwermuth geneigt war, ſo hatten ſie nicht Kraft genug, die Übel des Lebens zu ertragen. Unglaube führt auch jetzt noch leicht zum Selbſtmorde.

Wilfried eilte, ſobald er von dieſer großen Noth gehört hatte, in dieſe Gegenden, um das Elend, das hier am höchſten geſtiegen war, wo möglich zu mildern. Er fand hier zwiſchen Wald und Meer zu ſeiner Verwunderung ein kleines Kloſter, wo nur ſechs Mönche aus Schottland in Armuth und Dürftigkeit Gott dienten. Sie hatten ſeit langer Zeit her in der Gegend das Evangelium geprediget und Alles verſucht, die Heiden dieſer Gegend zu bekehren; allein das Volk hatte weder auf ihre Lehre noch auf ihr Beiſpiel geachtet. Wilfried war vor allem darauf bedacht, die armen Leute vom Hungertode zu erretten. Er bemerkte, daß die Flüſſe und das Meer ſehr fiſchreich ſeyen, daß ſich aber die Menſchen nicht recht auf den Fiſchfang verſtanden. Sie wußten in klei-

nen wohlgeſtrickten Netzen blos kleine Fiſche, beſonders Aale, zu fangen. Der Biſchof gab ihnen nun im Fiſchen Unterricht und lehrte ſie die Fiſcherei mehr ins Große zu treiben. Er ließ durch ſeine Diener alle vorräthige kleine Netze ſammeln, und ein großes Netz daraus machen. Dieſes ſehr lange und breite Netz wurde nun in das Meer geworfen — und ſogleich die erſten Verſuche fielen ſehr glücklich aus; mit der Hülfe Gottes fingen ſie in kurzer Zeit gegen dreihundert große Fiſche von allerlei Art. Er machte nun aus den Fiſchen drei Theile; hundert gab er zuerſt den Armen; hundert gab er denjenigen, denen die Netze gehörten, und die übrigen behielt er für ſich, um mit den Seinigen und den Bewohnern des kleinen Kloſters davon zu leben, und den Hungrigen, die ſich noch einfinden würden, davon mitzutheilen. Die Leute fiſchten nun alle Tage ſehr fleißig, und hatten jetzt ihre hinreichende Nahrung. Von dieſem Tage an ehrten und liebten ſie den Biſchof als ihren größten Wohlthäter.

Wilfried fing nun an zu predigen — und alle hörten ſeine Worte mit der größten Aufmerkſamkeit an. Die Wohlthat, die er ihnen erwieſen, hatte dem Worte Gottes den Weg in ihre Herzen gebahnt. Sie trauten es ihm zu, daß er, der ſie in zeitlichen Dingen ſo wohl berathen hatte, der rechte Mann ſey, dem auch ihr ewiges Wohl

am Herzen liege, und der ihnen auch hier den beſten Rath geben könne. Sie verabſcheuten ihren bisherigen Götzendienſt, glaubten an Gott und Jeſus Chriſtus und hofften auf das ewige Leben. Der eifrige Biſchof hatte ſie bald ſo weit unterrichtet, daß er ſie taufen konnte.

An eben dem Tage, da ſie getauft wurden, ereignete ſich noch eine Begebenheit, die aller Herzen mit unbeſchreiblicher Rührung erfüllte. Es fiel, nachdem der Himmel ſo lange verſchloſſen und wie eiſern geweſen, das erſte Mal wieder ein reichlicher Regen, und die ausgedorrte Erde fing wieder an zu grünen, und es folgte ein ſehr gutes fruchtbares Jahr. Aller Herzen erfreuten ſich hoch in dem lebendigen Gotte; denn ſie erkannten es nun, daß Er, der gütige Gott es ſey, der aus Gnade und Erbarmung ſie mit irdiſchen und himmliſchen Gütern ſo reichlich geſegnet habe.

Der König Edilwach aber war mit den Wohlthaten, die ſeinen Unterthanen durch Wilfrieds Bemühungen an Leib und Seele zu Theil geworden, ſo zufrieden, daß er ihm die Inſel Scoleſeu bei Chicheſter, auf der ſich ſieben und achtzig Bauerngüter befanden, mit allen davon zu leiſtenden Abgaben ſchenkte, damit er mit ſeinen Freunden und Dienern ſich hier anſäßig machen könne. Wilfried unterwies dieſe ſeine neuen Unterthanen, die noch Heiden waren, ſogleich in dem Glauben an Jeſus

Chriſtus und taufte ſie dann. Es befanden ſich unter ihnen zweihundert fünfzig leibeigene Knechte und Mägde, die ihm der König, eben ſo wie alles Übrige, zum Eigenthum gegeben hatte. Dieſen ſchenkte Wilfried ſogleich nach der Taufe die Freiheit. Denn er wollte, Diejenigen, die durch Chriſtus aus der Knechtſchaft des Satans erlöſet worden, ſollen auch nicht mehr in der Dienſtbarkeit der Menſchen ſchmachten. So that dieſer chriſtliche Biſchof vor zwölfhundert Jahren, was erleuchtete und menſchenfreundliche Monarchen erſt in unſerm Jahrhundert zu Stande brachten, und was mit Recht unter ihre ſchönſten und ruhmvollſten Thaten gezählt wird.

Wilfried erbaute auf dieſer Inſel ein Kloſter, in dem er ſeine Freunde, Schüler und Diener unterbrachte, die ihm aus Liebe und treuer Anhänglichkeit in das Elend gefolgt waren. Dieſes Kloſter wurde, da er ſich hier als Biſchof der neubekehrten Chriſten aufhielt, ein biſchöflicher Sitz, der aber in der Folge nach Chicheſter verlegt wurde. Als nun einſtens dieſer ehrwürdige Biſchof in ſeinen und der Kirche Angelegenheiten nach Frankreich überſchiffen, und von da zu Land nach Rom reiſen wollte, ward das Schiff von einem plötzlichen Sturmwinde nach Friesland getrieben — jenen Gegenden Deutſchlands, die an der Nordſee liegen. Die Frieſen, auch ein deutſches Volk, waren da-

mals noch wilde Heiden; allein ſie begegneten ihm dennoch ſehr freundlich. Ja ihr Herzog Adalgis nahm den Biſchof ſehr ehrenvoll auf, bewirthete ihn gaſtfreundlich, und lud ihn ein, den Winter über, der vor der Thüre war, bei ihm zu bleiben. Wilfried nahm das Anerbieten mit Freuden an; er benützte dieſe Gelegenheit, dem Herzoge und deſſen Volke die chriſtliche Religion zu verkünden. Adalgis hörte ihn ſehr gern und ward gläubig, und viele ſeiner Unterthanen folgten ſeinem Beiſpiele. Es wurden den Winter hindurch einige Tauſende getauft. — So ward der Unfall, den Wilfried auf ſeiner Reiſe litt, dieſem Fürſten und ſeinem Volke zum großen Segen, ja die erſte Veranlaſſung zu unüberſehbaren wohlthätigen Folgen, indem von nun an eine Reihe edler Männer über das Meer herüber kam, und in Deutſchland Religion, Wiſſenſchaften und beſſere Sitten pflanzten.

Als König Egfried von Northumberland vernommen hatte, daß Wilfried, der von ihm vertriebene Biſchof, England verlaſſen habe, um über Frankreich nach Rom zu reiſen und vermuthlich ſeine Angelegenheiten dort dem Pabſte vorzutragen, ward er höchſt aufgebracht. Er wendete ſich deßhalb an den König Theodorich von Frankreich, vorzüglich aber an deſſen Miniſter Ebroin, ſchilderte Wilfried als einen Verbrecher, und bat, denſelben

auszuliefern oder zu ermorden. Da Ebroin vernahm, Wilfried befinde ſich bei dem Herzoge von Friesland, ſchrieb er an dieſen, und verſprach ihm eine große Summe Gold, wenn er den Auftrag des Königs Egfried an Wilfried vollziehen würde. Der Herzog Adalgis und Biſchof Wilfried ſaßen an einem rauhen kalten Wintertage eben am Feuer, und ſpeisten zuſammen, als dem Herzoge dieſes Schreiben überreicht wurde. Der Herzog las es laut dem Biſchofe vor, und ſprach dann, indem er das Blatt unwillig ins Feuer warf: „So ſollen einmal Diejenigen in der Hölle brennen, die an ihren Freunden aus Geldgier treulos handeln.“ Ein Ausſpruch, der dem Herzoge, und der alten deutſchen Treue zur Ehre gereicht. Der Biſchof aber lobte Gott, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und der den Seinen alles zum Beſten lenkt, daß Er durch den Sturm ihn in dieſes Land geführt und nun auch von Gefängniß und Tod errettet habe.

Mit Anbruch des Frühlings reiste Wilfried nun ungehindert nach Rom, und ward in der Folge, nach dem Tode Königs Egfried, wieder in ſein Bisthum York eingeſetzt.

Er brachte nach vielen Leiden, Verfolgungen und Mühſeligkeiten, den Reſt ſeines Lebens in Frieden hin, und entſchlief endlich den 12. Oktober 708, im ſechs und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens

und im ſechs und vierzigſten Jahre ſeiner biſchöflichen Würde. Sein Leichnam wurde in der von ihm erbauten Kloſterkirche zu Inhryp, zur rechten Seite des Hochaltars begraben. Die Grabſchrift rühmte unter Anderm, daß er dieſe Kirche, in der ſein Leichnam ruhet, erbaute und aus Ehrfurcht gegen den Gekreuzigten und ſeine göttliche Lehre, das Siegeszeichen des Kreuzes von glänzendem Metalle in dieſer Kirche errichtet, die vier heiligen Evangelien mit goldenen Buchſtaben abſchreiben ließ, und in einem reichlich mit Golde verzierten Käſtchen in dieſer Kirche habe aufbewahren laſſen. Der Schluß der Grabſchrift heißt: „Gib, o Jeſu, daß die Heerde den Fußſtapfen des Hirten folge."

V.

Der heilige Willibrord.

1. Willibrords Geburt und Jugend bis zum Mannesalter.

Die erſten glaubwürdigen Nachrichten, daß die Frieſen und Sachſen in Deutſchland noch in den Finſterniſſen der Unwiſſenheit und des Heidenthums lebten, hatte der heilige Wilfried nach England gebracht. Die Chriſten in England wurden darüber mit großer Betrübniß erfüllt. Da ſie ſelbſt von den Vorältern dieſer Völker abſtammten, indem ſich mit den Sachſen auch viele Frieſen nach England begeben hatten, ſo empfanden ſie mit dieſen ihren Brüdern ein deſto größeres Mitleid.

Der heilige Wilfried, der als einzelner Mann in Friesland zwar viel, aber im Ganzen doch nur wenig bewirkt hatte, machte ſich die größte Angelegenheit daraus, daß mehrere Glaubensboten ſich nach Deutſchland begeben möchten. Es geſchah. Mehrere fromme Geiſtliche entſchloſſen ſich, Freunde und Vaterland zu verlaſſen und nach Deutſchland zu ſchiffen, um den Frieſen und Sachſen das Evangelium zu predigen. Unter dieſen ehrwürdigen Männern war Willibrord der vorzüglichſte.

Seine Geſchichte erhält dadurch noch einen größeren Werth, daß der berühmte Alkuin, der Freund und Lehrer Kaiſers Karl des Großen, nur 50 Jahre nach Willibrords Tod, ſie geſchrieben hat.

Willibrord ward in dem Königreiche Northumberland um das Jahr 658 geboren. Seine Geburt wurde ſeiner Mutter in einem denkwürdigen Traumbilde vorbedeutet; ſie hatte oft um einen Sohn gebetet, der in allen Tugenden beſtändig wachſe und einſt als Geiſtlicher zu Erleuchtung ſeiner Mitmenſchen beitragen möge. Da ſah ſie im Traume an dem Himmel den Mond, der immer zunahm, bis er im vollſten, reinſten Glanze herrlich leuchtete, und ringsumher auf Erden die Finſterniſſe der Nacht und auch das Innerſte ihrer Seele wunderſam erhellte. Dieſen Traum, der ausnehmend lebhaft geweſen, und einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hatte, erzählte ſie einigen ehrwürdigen, frommen Männern. Dieſe legten den Traum ſo aus, ſie werde die Mutter eines Sohnes werden, der von Kindheit an in allem Guten zunehmen und als Lehrer mit dem Lichte des Evangeliums leuchtend vielen Menſchen zum Heile gereichen werde. Daß ſowohl der ſinnbildliche Traum, als deſſen Auslegung, der Wahrheit gemäß waren, zeigt Willibrords ganze Geſchichte.

Seine beiden Eltern waren überaus fromm und führten mit ihrem ganzen Hauſe ein ſehr gottſeliges

Leben. Der ehrwürdige Vater, Namens Wilgis, brachte ſeinen Sohn Willibrord als einen noch kleinen Knaben in das Kloſter Rippon, damit er da in der Gottſeligkeit und in der heiligen Schrift unterrichtet werde. Der gute Vater glaubte, das zarte Alter könne nur dadurch zu einer kräftigen männlichen Tugend erzogen werden, wenn es nichts als Gutes ſehe, nichts als Heiliges höre. Gott verlieh dem Knaben auch die Gnade, daß er an Verſtand und Tugend mit jedem Tage ſichtbar zunahm. Obwohl er unter den Knaben und Jünglingen, mit denen er im Kloſter erzogen wurde, bei weitem der jüngſte und kleinſte war, ſo gab er im unermüdeten Leſen, in einem beſcheidenen eingezogenen Betragen und an fröhlichem Eifer zu allem Guten keinem etwas nach. Wer ihn unter den übrigen erblickte, glaubte einen zweiten Samuel zu ſehen, von dem die heilige Schrift ſagt: „Das Knäblein nahm zu und wuchs und war angenehm vor Gott und den Menſchen.“

In dem Kloſter Rippon widmete Willibrord ſich nun mit unermüdetem Fleiße den heiligen Wiſſenſchaften und blieb da, bei einem äußerſt mäßigen und nüchternen Leben, und einer durchaus tadelloſen Reinheit der Sitten bis in ſein zwanzigſtes Jahr. Als er nun immer hörte, daß die Gottesgelehrtheit in Irrland am herrlichſten blühe, und auch die Gottſeligkeit dort am vollkommenſten

geübt werde, ſo erwachte in ſeinem Herzen die fromme Begierde, ſich dahin zu begeben. Beſonders reizte ihn das Beiſpiel des Biſchofs Ekbert, mit dem Beinamen der Heilige, und des frommen ehrwürdigen Prieſters Wikbert, die Beide aus Liebe zu ihrem himmliſchen Vaterlande, ihr irdiſches Vaterland verlaſſen und ſich aus England nach Irland begeben hatten, dort, entfernt von der Welt ganz in Gott lebten, und ihre größte Seligkeit in der Betrachtung himmliſcher Dinge fanden. Willibrord erhielt die Erlaubniß ſeines Abtes dahin zu reiſen, ward von Ekbert und Wikbert mit großer Freude und überaus gütig aufgenommen und genoß zwölf Jahre lang ihres Unterrichtes und ihres täglichen Umgangs. Unter dieſen großen Lehrmeiſtern der heiligen Schrift und eines frommen Lebens, und in dieſer langen Zeit bildete er ſich zu dem künftigen Lehrer vieler Völker, zu dem ihn, ohne daß er es zur Zeit noch ſelbſt wußte, Gott beſtimmt hatte.

2. Willibrords Reiſe nach Deutſchland und Rom.

Der heilige Ekbert hatte ſich ſchon früherhin als Glaubensbote nach Deutſchland begeben wollen. Seine Mitbrüder ſahen aber dieſes nicht für gut an; ſie mahnten ihn davon ab. Sie ſagten: „Die noch unwiſſenden Bewohner der Inſeln zunächſt

Irland und England haben es eben ſo nothwendig, daß ihnen das Evangelium verkündiget werde; dort kannſt du dieſes heilſame Werk mit weniger Gefahr und gewiſſerem Erfolge unternehmen." Ekbert wollte wenigſtens einen Verſuch machen, ob es ihm nicht gelinge, die Deutſchen zum Glauben an Chriſtus zu bekehren. Er ſchiffte ſich ein, allein das Schiff wurde von einem furchtbaren Sturme an das Geſtad von Irland zurück geworfen. Er überzeugte ſich, es ſey nicht der Wille Gottes, daß er ſich als Prediger des Evangeliums nach Deutſchland begebe. Er predigte nun das Evangelium auf den Inſeln bei England und Irland, und die Bewohner gaben ihm mit dem bereitwilligſten Herzen Gehör. Willibrord war ſein Begleiter, und lernte von ihm, wie die Heiden am Beſten zum Glauben an Chriſtus zu bekehren ſeyen.

Hierauf ſchiffte der fromme Prieſter Wikbert, Ekberts innigſter Freund, vermuthlich auf deſſen Anrathen, nach Deutſchland. Allein Radbot, der Nachfolger des Herzogs Adalgis, war nicht ſo freundlich gegen die Chriſten geſinnt. Dieſer harte, rohe Fürſt legte ihm alle erdenkliche Hinderniſſe in den Weg. Es gelang dem frommen Manne nur Wenige zu dem Glauben an Chriſtus zu bewegen. Dennoch harrte er, immer Beſſeres hoffend, zwei Jahre lang geduldig aus. Endlich begab er ſich be-

trübten Herzens, nur ſo weniges ausgerichtet zu haben, wieder zurück nach Irland.

Nun mehr aber faßte Willibrord im dreiſigſten Jahre ſeines Lebens, von Gott dazu erweckt, den edelmüthigen Entſchluß, den Heiden in Deutſchland das Evangelium zu verkünden. Es ſchmerzte ihn innigſt, daß die Menſchen in den nördlichen Gegenden Deutſchlands ihren Schöpfer und Erlöſer noch nicht erkannten. Sein liebevolles Herz empfand das innigſte Mitleid mit ihnen. Er achtete es für geringe, nur an ſeinem eigenen Heile zu arbeiten; er hielt es für eine heilige Pflicht, auch andere auf die Wege des Heiles zu leiten. Er war auch von Gott mit allen Gaben des Leibes und der Seele zu einem ſo großen Unternehmen ausgerüſtet. Sein Anblick erregte ſchon Ehrfurcht; er war von hoher, edler Geſtalt und ehrwürdigem, ſchönem Angeſichte und freundlichem Betragen; er war von ausnehmender Beredſamkeit, weiſe in ſeinen Rathſchlägen, immer fröhlichen Herzens, und dabei voll heiligen Ernſtes in den Geſchäften ſeines göttlichen Berufes. Er wählte ſich noch eilf Mitarbeiter aus, die eben ſo voll Glaubens an Gott und Jeſus Chriſtus und inbrünſtiger Liebe gegen ihre Mitmenſchen waren. Einige darunter waren von ſehr edler Herkunft; einer derſelben ſogar ein Königsſohn. Sie brachten nun Alles zuſammen, was ſie für die Reiſe nöthig hatten.

In Allem nahmen ſie ſich die heiligen Apoſtel zum Muſter. Wie die Apoſtel auch zwölf an der Zahl, wollten ſie, wie in der erſten Kirche, Alles miteinander gemein haben. Man konnte auch von ihnen ſagen: „Keiner aus ihnen hielt von Allem, was ſie zuſammen gebracht haben, etwas für ſein Eigenthum, ſondern es gehörte Allen an.“ Sie nahmen nun von Ältern und Freunden Abſchied. Der heilige Ekbert ſegnete ſie zu ihrem Vorhaben ein, und ſie beſtiegen das Schiff.

Willibrord und ſeine Mitarbeiter ſchifften nun aus Liebe zu Gott und den Menſchen hin über das weite Meer, um nach den Worten Jeſu: „Lehret und taufet die Völker,“ auch die noch unwiſſenden Bewohner Deutſchlands mit dem Lichte des Evangeliums zu erleuchten, und ſie durch die Taufe, von Sünden gereinigt, Gott zu weihen und in die Kirche Jeſu aufzunehmen. Sie wußten gar wohl, wie viele Mühen, Leiden und Gefahren auf ſie warteten, und wie unter den rohen wilden Frieſen die jahrelangen Bemühungen des frommen Wikberts beinahe gänzlich vergebens geweſen. Allein im feſten Vertrauen auf Gott, der alle Menſchen ſelig machen will, und auf Jeſus Chriſtus, der für alle Sein Leben hingegeben und Sein Blut vergoſſen hat, landeten ſie in der Gegend, wo der Rhein ſich in das Meer ergießt, und betraten das erſte Mal den deutſchen Boden.

Gott hatte ihnen ſchon eine über alle Erwartung günſtige Aufnahme bereitet. Pipin von Heriſtall, Groſshofmeiſter oder Major-Domus von Frankreich, der erſte am Hofe, dem alle königliche Gewalt übertragen war, war ſelbſt ein Chriſt und liebte die Chriſten als ſeine Brüder. Dieſer edle Fürſt, wegen ſeines Rittergutes, wo er ein prächtiges Schloſs hatte, Pipin von Heriſtall genannt, hatte dem feindſeligen Herzoge Radbod einen groſsen Theil von Friesland abgenommen und Frankreich unterworfen. Willibrord begab ſich alſo mit ſeinen Gefährten unverzüglich zu ihm. Pipin zeigte über ihre Ankunft eine hohe Freude, verſicherte ſie ſeines Schutzes, bat ſie, in ſeinem Lande das Evangelium zu predigen, und lieſs überall hin Befehle ergehen, ihnen kein Leid zuzufügen. Willibrord und ſeine Gefährten vertheilten ſich nun durch das Land und fingen an, die frohe Botſchaft von Jeſus Chriſtus zu verkündigen. Das Wort des Herrn fiel nicht unter die Dornen, ſondern fand vielfältig ein gutes Erdreich und brachte reichliche Früchte. Pipin hatte dieſes Alles mit innigem Wohlgefallen wahrgenommen. Er machte nun dem eifrigen Willibrord den Antrag: Da die Anzahl der Gläubigen bereits ſo groſs ſey, und nun mehr einen eigenen Biſchof nöthig habe, ſo ſolle Willibrord nach Rom reiſen, um ſich von dem Pabſte Sergius, der ein frommer, heiliger Mann

war, zum Biſchofe weihen zu laſſen. „Wenn du, ſprach Pipin, deine Sendung von dem Oberhaupte der Kirche erhältſt, ſo wird das deinen Predigten noch mehr Nachdruck geben. Bedenke die Worte des Apoſtels Paulus: „Wie werden ſie lehren, wenn ſie nicht geſendet werden"

Willibrord weigerte ſich aus Demuth, eine ſo hohe Würde und ſchwere Bürde auf ſich zu nehmen. „Ich weiß, ſprach er, welche hohe Eigenſchaften eben dieſer große Apoſtel in ſeinen Briefen an Timotheus und Titus von einem Biſchofe fordere. Ich halte mich eines ſo großen Werkes nicht für fähig." Allein Pipin beſtand darauf, gab ihm Empfehlungsſchreiben an den Pabſt und eine Geſandtſchaft von ſehr ausgezeichneten, ehrwürdigen Männern, und werthvolle Geſchenke an den Pabſt mit auf den Weg — und ſo reiste denn Willibrord, noch von einigen Geiſtlichen begleitet, nach Rom.

Drei Tage ehe Willibrord zu Rom ankam, hat der Pabſt, wie er ſelbſt bezeugte, im Traume von einem Engel den Befehl erhalten, er ſolle den Mann, der aus Deutſchland zu ihm kommen werde, und der von Gott dazu erwählt ſey, viele Seelen zu erleuchten, freundlich aufnehmen und ihn zum Biſchofe weihen. Als nach drei Tagen Willibrord wirklich in Rom anlangte, empfing ihn der Pabſt mit hoher Freude und auf das ehrenvollſte, unterredete ſich mit ihm ſogleich über die chriſtliche Re-

ligion, und bewunderte den lebendigen Glauben, den brennenden Eifer für das Heil unſterblicher Seelen, und die Weisheit dieſes heiligen Mannes. Der Pabſt, wohl vorausſehend, daß für jene Gegenden Deutſchlands bald mehrere Biſchöfe nöthig ſeyn würden, beſchloß ihn zum Erzbiſchofe zu weihen. An dem dazu beſtimmten Tage begab ſich der Pabſt, von ſämmtlicher Geiſtlichkeit umgeben, in die Peterskirche, die damals freilich noch nicht ſo prächtig war, als die gegenwärtige, und nahm die heilige Handlung mit großer Feierlichkeit vor. Willibrord wurde von dem Pabſte zum Erzbiſchofe ordinirt und zum Zeichen ſeiner Würde mit dem erzbiſchöflichen Ehrenmantel, dem Palium, bekleidet. Der Pabſt gab ihm auch den Namen Clemens, der Gütige. Wie Chriſtus dem erſten ſeiner Apoſtel, der vorher Simon hieß, den Namen Petrus, der Mann wie ein Fels, gegeben, um deſſen Gemüthsart und künftige Beſtimmung anzudeuten, ſo wollte auch der Pabſt mit dem neuen Namen Clemens, den gütigen, milden, ſanften Sinn Willibrords und deſſen ſo wirkſames Betragen in der verliehenen Würde bezeichnen. Bevor Willibrord abreiste, beſchenkte ihn der Pabſt noch mit Allem, was ihm bei Ausübung ſeines Amtes nur immer dienlich ſeyn konnte, mit Büchern und Kirchengeräth, und ertheilte ihm noch zum Abſchiede mit großer Rührung und Andacht den apoſtoliſchen Segen.

Hocherfreut, getroſt, und voll neuer Zuverſicht, das Evangelium zu predigen, reiste Willibrord zurück. Herzog Pipin empfing den neuen Erzbiſchof mit großer Ehrerbietung, und ſchickte überall hin erneuerte Befehle, ihn in Verkündigung des Evangeliums nirgends zu hindern, ſondern auf ſeinen Reiſen ihm alle erdenkliche Ehren, Dienſte und Gefälligkeiten zu erweiſen. Willibrord reiste nun mehr in allen Städten, Marktflecken und Dörfern umher, ſowohl in jenem Theile von Friesland, das den Franken unterworfen war, als in den angrenzenden Gegenden Frankreichs ſelbſt, wo das Licht des Evangeliums bisher noch wenig Eingang gefunden hatte.

„Welchen Segen Willibrord über alle dieſe Völker gebracht habe, ſagt Alkuin, davon erzählen noch alte Leute, die ihn von Angeſicht gekannt hatten. Sie betheuerten, daß ſie durch ſeine Lehre, ſeine freundlichen Ermahnungen zur Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit und zu dem Dienſte des einzig wahren Gottes gekommen ſeyen. Von ſeiner großen unermüdeten Thätigkeit zu Einführung und bleibender Gründung der Religion Jeſu Chriſti ſind noch die Kirchen, die er an allen Orten erbaute, ſprechende Denkmahle. Davon zeigen die Klöſter, die Anſtalten zu Bildung würdiger Prieſter und Lehrer des Evangeliums, die von ihm errichtet worden."

3. Willibrord in Dänemark und auf der Inſel Foſit.

Nachdem Willibrord dieſes Alles zu Stande gebracht hatte, wollte er nun auch in jenen Gegenden Frieslands, die noch von dem Herzoge Radbod beherrſcht wurden, das Evangelium verkünden. Er begab ſich zu dieſem Herzoge. Radbod begegnete ihm, wahrſcheinlich nur aus Furcht vor Pipin, überaus höflich und ehrerbietig, aber zur Annahme des Chriſtenthums zeigte er ſich durchaus nicht geneigt. Er war und blieb ein verhärteter Heide. Eben ſo hartnäckige Heiden waren nach dem Beiſpiele und wohl auch nach dem Befehle ihres Beherrſchers die Unterthanen.

Hierauf wollte Willibrord wenigſtens einen Verſuch machen, den Bewohnern Dänemarks, die auch von den alten Deutſchen abſtammten, aber damals noch ein ſehr rohes Volk waren, das Evangelium zu verkünden. Er begab ſich zu Schiffe dahin. Ihr König, Namens Ogend, wurde als ein Mann geſchildert, hart wie ein Stein und grauſamer, als ein wildes Thier. Deßungeachtet ſcheute Willibrord ſich nicht vor ihn zu treten. Ogend war über den Muth und die Würde des heiligen Mannes betroffen, und wagte es nicht, ihm ein Leid zuzufügen. Gott hat ihn davon abgehalten. Allein der König war dennoch ſo, wie ſeine Un-

terthanen, in das blinde Heidenthum ſo tief verſunken, daß keine Hoffnung war, weder ihn noch ſie auf beſſere Gedanken zu bringen.

Willibrord begab ſich mit ſeinen Gefährten wieder zu Schiff. Ein heftiger Sturm warf das Schiff auf eine Inſel an der Küſte von Friesland, die dem Herzoge Radbod unterworfen war. Auf dieſer Inſel, damals Foſitinſel, jetzt Ameland genannt, wurde ein Götzenbild, Namens Foſit, abgöttiſch verehrt. Die Thiere auf der Inſel, welche ohne Jemanden anzugehören, da herumliefen, wurden als dem Götzenbilde gewidmet, betrachtet, und Niemand durfte eines derſelben erlegen. Die Leute des feſten Landes, kamen nur von Zeit zu Zeit hinüber. Eine Quelle, die hier entſprang, wurde für ſo heilig gehalten, daß man nur ſtillſchweigend, ohne ein Wort zu reden, aus ihr ſchöpfen durfte.

Unter den Leuten, die Willibrord bei ſich hatte, befanden ſich bei dreißig junge Dänen, theils Knaben, theils Jünglinge, deren jugendliches Gemüth von Willibrords Lehren gerührt worden und die er aus der Sklaverei losgekauft hatte. Er benützte die Zeit, die er wegen der ſtürmiſchen Witterung auf dieſer Inſel verweilen mußte, die lernbegierigen jungen Leute im Chriſtenthume weiter zu unterrichten.

Drei darunter fand er in der Erkenntniß

chriſtlicher Wahrheit bald ſo bewährt, daß er ſie an der Quelle der Inſel feierlich und mit lauter Stimme, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes taufte.

Als die zur Schifffahrt ungünſtige Witterung noch immer anhielt, und die Lebensmittel auf dem Schiffe ausgegangen waren, befahl Willibrord, den Aberglauben der Heiden als nichtig verachtend, einige der Thiere, die auf der Inſel weideten, zu ſchlachten. Die Heiden ſahen es von dem feſten Lande aus und meinten, Willibrord und ſeine Gefährten würden auf der Stelle todt niederſtürzen, oder zum wenigſten wahnſinnig werden. Da ihnen aber nichts dergleichen begegnete, ſo wurden ſie ſelbſt faſt wahnſinnig, liefen wie raſend zu ihrem Herzoge, und verkündeten, was geſchehen ſey. Radbod ergrimmte; er hielt dafür, dieſer vermeintliche Frevel könne nur durch Blut verſöhnt werden. Er ließ über Willibrord und deſſen Gefährten das Todesloos werfen. Drei Tage nach einander, jeden Tag dreimal, wurde das Loos geworfen. Es traf aber keinen; Gott hatte es verhütet. Da ließ Radbod ſich Willibrord, den Prieſter des lebendigen Gottes vorführen, und machte ihm die heftigſten Vorwürfe, daß er den Gott Foſit entehrt habe. Willibrord ſprach: „Derjenige, den du anbeteſt, iſt kein Gott, ſondern nur ein todter Götze. Dich hat blos der Teufel zu dieſem

gräulichen Irrthum verleitet um deine Seele in das ewige Feuer zu ſtürzen. Nur der lebendige Gott, der Himmel und Erde, und Alles, was darin iſt, erſchaffen hat, iſt der einzig wahre Gott. Nur wer Ihn im wahren Glauben ehrt, erlangt das ewige Leben. Ich, ſein Prieſter, ermahne dich daher, und fordere dich auf, daß du dem Dienſte des alten Feindes der Menſchen entſageſt, an den einzigen, allmächtigen Gott und ſeinen Sohn, unſern Herrn Jeſus Chriſtus, glaubeſt, dich taufen laſſeſt, um von deinen Sünden gereinigt zu werden, und daß du alle Bosheit und Ungerechtigkeit ablegeſt, und als ein neuer Menſch nüchtern, gerecht und gottſelig, ein heiliges Leben führeſt. Thuſt du dieſes, ſo wirſt du bei Gott mit ſeinen Heiligen und Engeln der ewigen Herrlichkeit theilhaft werden. Thuſt du es aber nicht und verachteſt du mich, der dir den Weg zur ewigen Seligkeit ſo gerne zeigen möchte, ſo zweifle nicht, daß du mit dem Teufel, dem du gehorcheſt, ewige Strafe und das Feuer der Hölle werdeſt leiden müſſen."

Radbod verwunderte ſich über dieſe Worte, und noch mehr über den Muth des heiligen Mannes und ſprach: „Ich ſehe wohl, daß du meine Drohungen nicht fürchteſt; deine Worte ſind kühn, wie deine Thaten." Obwohl nun Radbod dem Prediger der Wahrheit kein Gehör gab, ſo fand er es dennoch für rathſam, ihn unverletzt und in Ehren

dem Fürſten der Franken zurück zu ſenden. Nur von Willibrords Gefährten wurde Einer von den Heiden ergriffen, weil ihn, wie ſie vorgaben, das Loos getroffen habe. Er wurde hingerichtet, als ein Opfer ihres Abgottes. Die Chriſten aber prieſen ihn ſelig, daß er die Martyrkrone erlangt habe, und nun in die ewige Herrlichkeit eingegangen ſey.

4. Willibrords weiteres Wirken in Friesland und Deutſchland.

Nachdem Willibrord wieder, zur großen Freude Pipins, in Friesland angekommen war, wendete er ſich nach Deutſchland, in jene Gegenden, die an Friesland gränzten. Auch hier fand er genug zu thun. Überall, wo er hinkam, errichtete er Kirchen und ſtellte dabei Geiſtliche an, die in Verkündigung des göttlichen Wortes ihm getreue Gehülfen wurden. Die neuen Gläubigen wetteiferten, ihm viele ihrer Güter zu ſchenken. Er aber verwendete alle dieſe Gaben blos zu Erbauung von Kirchen und um den angeſtellten Geiſtlichen ihr nöthiges Auskommen zu verſchaffen. Seine Wirkſamkeit erſtreckte ſich bis in die Gegenden von Trier. Unter vielen andern Gotteshäuſern errichtete er das Kloſter Echternach.

Als Pipin ſtarb, kam ſein Sohn Karl Martell zur Regierung. Dieſer hatte, ebenſo wie ſein Vater, eine hohe Verehrung und ein großes Wohl-

wollen gegen den heiligen Erzbiſchof Willibrord. Er verlieh ihm die Hoheitsrechte über die Stadt Utrecht, nebſt anſehnlichen Einkünften von umliegenden Landgütern, damit er da unabhängig und ſelbſtſtändig ſein hohes Amt verwalten könne. Willibrord wählte dieſe Stadt zu ſeinem erzbiſchöflichen Wohnſitze, und erbaute hier eine Kathedralkirche. Die Schulen, die er hier errichtete, wurden weit berühmt.

Karl Martell eroberte auch noch den Antheil von Friesland, den bisher noch Herzog Radbod inne gehabt hatte. Es öffnete ſich nun für Willibrord ein neues, weites Feld, das Evangelium zu predigen. Das Land, das durch das eiſerne Schwert für Frankreich gewonnen worden, wollte er nun durch das Schwert des göttlichen Wortes für das Himmelreich gewinnen. Von Utrecht aus, ſeinem erzbiſchöflichen Wohnſitze, zog er überall umher zu lehren und zu taufen. Die Nacht des Heidenthums wich, wo er hinkam, dem Lichte des Evangeliums. Man konnte auf die Bewohner vieler Orte, die Worte des Propheten Oſee anwenden: „An dem Orte, wo man von ihnen ſagte: Ihr ſeyd nicht Gottes Volk! wird man zu ihnen ſagen: Ihr ſeyd Kinder des lebendigen Gottes.“

Willibrord wurde auf ſeinen apoſtoliſchen Reiſen von Gott wunderbar bewahrt und vor Feinden beſchützt. Als er einſt auf die Inſel Walchern

kam, erblickte er in einem Flecken noch ein Götzenbild aufgeſtellt. Er wurde von heiligem Eifer ſo ergriffen, daß er es umſtürzte und zertrümmerte. Ein Götzenprieſter kam mit geſchwungenem Schwerte eilig herbei, und führte einen mächtigen Hieb auf ihn, um ihm das Haupt zu ſpalten. Allein Gott lenkte den Schwertſtreich ab, daß Willibrord unverletzt blieb. Seine Gefährten ergriffen den Mörder, um ihn zu hindern, einen zweiten Streich zu thun, entwaffneten ihn, und wollten die Frevelthat an ihm rächen. Willibrord aber beſänftigte ſie mit freundlichen Worten, und befahl ihnen, den Mann zu entlaſſen, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Allein der Götzendiener wurde noch am nemlichen Tage wahnſinnig, und nahm am dritten Tage ein trauriges, unſeliges Ende.

Ein anderes Mal, als Willibrord, wie gewöhnlich zu Fuß, nach Sueſten, einem Kloſter ſeines Erzbisthumes reiste, wollte er an dem Flüßchen gleichen Namens den ſchmalen Fußweg zwiſchen den Feldern eines reichen Mannes einſchlagen, weil dieſer Weg näher war. Allein der Feldhüter kam wüthend herbei, wiederſetzte ſich ihm, und überhäufte ihn mit Flüchen und Schimpfworten. Willibrords Gefährten und Diener wollten den raſenden Menſchen bändigen, und den Weg durch die Felder erzwingen. Allein der ſanftmüthige heilige Mann wehrte ihnen mit freundlichen Worten ab;

er, der nur nach dem Heile der Menſchen dürſtete, war ferne davon, daß wegen ſeiner einer derſelben betrübt oder beſchädiget werde. Er kehrte um, und ließ es ſich nicht verdrießen, den weitern Weg zu gehen. Der Läſterer aber, der einem ſo ehrwürwürdigen, heiligen Manne ſo roh begegnet war, iſt am folgenden Tage, an der nemlichen Stelle, in Gegenwart vieler Menſchen jähen Todes geſtorben. Die Chriſten gedachten hiebei der Worte des Herrn, die Er von den freventlichen Beleidigern ſeiner Diener ſchon zu Moſis Zeiten geſagt hat: „Mein iſt die Rache, Ich will es ihnen vergelten.“ Allein auch die roheſten, hartnäckigſten Heiden kam über dieſe Begebenheiten ein unwillkührlicher Schauder an. Sie erkannten und fühlten es, daß eine höhere Macht über Willibrord walte, und wagten es nicht mehr, ſich ihm zu widerſetzen.

Einmal wanderte Willibrord mit ſeinen Gefährten in einer ſandigen Gegend längs des Meeres hin. Die Sonne ſchien ſehr heiß. Das Meerwaſſer iſt, wie bekannt, nicht zu trinken Nirgends war eine Quelle, nirgends ein Tropfen trinkbaren Waſſers zu finden. Weit und breit ſah man keine menſchliche Wohnung. Sie waren in Gefahr zu verdurſten. Da bezeichnete Willibrord ihnen eine Stelle, und befahl ihnen, hier zu graben. Seine Diener führten auf ſolchen Wanderungen Axt, Hauen und Schaufeln mit ſich, um, wann und

wo es nöthig war, von Baumäſten eine Hütte zu errichten, um ſich gegen Wind und Regen zu ſchützen. Sie gehorchten ihm, und die Grube, die ſie machten, füllte ſich bald mit friſchem, geſunden Quellwaſſer. Alle erſtaunten, hielten dieſes für ein augenſcheinliches Wunder, und löſchten, Gott dankend, ihren brennenden Durſt.

Allerdings kann man nicht läugnen, daß Willibrord und ähnliche Männer, von denen wir gehört haben, tiefere Blicke in die Werke Gottes in der Natur hatten, und auch in dieſer Hinſicht ihre Zeitgenoſſen an Kenntniſſen weit übertrafen. Allein wer gab ihnen dieſe Erkenntniß, wer öffnete ihren Blick? Auch hier haben wir Urſache Gottes Güte und Freundlichkeit gegen Seine Kinder, die Menſchen anzubeten. Dieſe Begebenheit war, wenn auch kein eigentliches Wunder der Allmacht Gottes, doch ein Wunder der göttlichen Vorſehung.

Ein anderes Mal begegneten dem heiligen Erzbiſchofe zwölf arme dürftige Männer, die ihn um ein Almoſen anſprachen. Er betrachtete die abgezehrten, faſt verſchmachtenden Armen mit innigem Mitleid. Er hatte aber weder Brod noch Geld bei ſich. Nur einer der Diener trug eine Flaſche Wein, der zum Altardienſte beſtimmt war. Da befahl er dem Diener, Alle zu ihrer Erquickung aus der Flaſche trinken zu laſſen. Alle tranken — und ſiehe da, der Wein hatte, wie Alkuin ver-

ſichert, nicht abgenommen. Die Flaſche blieb voll Weines, wie zuvor.

Eines Tages war Willibrord in das von ihm errichtete Kloſter Echternach, nicht weit von Trier, gekommen. In einem Frauenkloſter zu Trier war eine höchſt verderbliche Seuche ausgebrochen. Einige Kloſterfrauen waren bereits geſtorben, andere lagen gefährlich krank, die übrigen fürchteten auch angeſteckt zu werden. Dieſes Alles meldete der an ihn abgeſendete Bote, und ſagte, alle noch lebenden Frauen ließen den heiligen Mann inſtändig bitten, ihnen in ihrer äußerſten Noth und Bekümmerniß zu Hülfe zu kommen. Willibrord dachte daran, wie der heilige Petrus, auf die Bitten der Jünger Jeſu und der chriſtlichen Wittwen, von Lydda ſich nach Joppe begeben und die Tabitha vom Tode erweckt hat, und er machte ſich unverzüglich auf den Weg. Sobald er in dem Kloſter angekommen war, entrichtete er in der Kloſterkirche das heiligſte Opfer, und flehte inbrünſtig zu Gott um Hülfe, beſprengte das ganze Kloſter mit geweihtem Waſſer, beſuchte jede Kranke in ihrer Zelle, ſprach ihr Muth zu, und ermahnte ſie zum Vertrauen auf den allmächtigen Gott, den liebevollen, barmherzigen Vater im Himmel. Und ſieh da — alle wurden geſund; alle Furcht vor der ſchrecklichen Seuche war verſchwunden. Alle lobten und prieſen Gott, der ſie errettete.

Ueber dieſe und ähnliche Begebenheiten, die Alkuin erzählt, macht er die Anmerkung: „Obwohl das Predigtamt des Evangeliums allen Wundern vorzuziehen iſt, ſo darf Dasjenige, was der allmächtige barmherzige Gott durch ſeine Diener Wundervolles gewirkt hat, doch nicht verſchwiegen bleiben, damit durch Das, was in den alten Zeiten geſchehen iſt, auch die Nachwelt im Glauben und Vertrauen geſtärkt werde."

5. Willibrords Mitarbeiter in Verkündigung des heiligen Evangeliums.

Willibrords vertrauteſter Freund und treueſter Mitarbeiter war der heilige Switbert. Jedoch ſind von ihm nur wenige, ganz zuverläſſige Nachrichten auf unſere Zeit gekommen.

Switbert hat das Evangelium in dem ſüdlichſten Theile Friesland gepredigt und in den Gegenden von Kleve, Geldern und Berg eine große Anzahl von Menſchen zum Glauben an Chriſtus bekehrt. Auf Andringen ſeiner Gefährten, hatte er ſich ſchon im Jahre 698, nach England begeben, und wurde dort von dem heiligen Wilfried zum Biſchofe geweiht. Er gründete viele Pfarreien, erbaute viele Kirchen und ſtiftete auf einer Inſel im Rheine, etliche Meilen unter Düſſeldorf, das Kloſter Kaiſerswerth, in dem er die letzten Tage ſeines Lebens in frommen Übungen zubrachte und wo

er auch begraben wurde. Dieſem Kloſter hat auch die Stadt Kaiſerswerth ihr Entſtehen zu danken.

Unter den übrigen Freunden und Mitarbeiter Willibrords werden noch zwei leibliche Brüder genannt, Namens Ewald. Wie von gleichem Namen, ſo waren ſie auch von gleicher chriſtlichen Geſinnung, von gleicher Liebe zu Gott und den Menſchen. Das Volk nannte den einen, der dunkle Haare hatte, den Schwarzen, den andern, deſſen Haare gelb waren, den Blonden. Beide, ſo ehrens- als liebenswürdige Brüder begaben ſich nach Sachſen, um den Einwohnern dieſes Landes Jeſum Chriſtum zu predigen. Sie kamen in ein Dorf, baten den Vornehmſten der Einwohner, welcher Ortsvorſtand war, ſie zu ihrem Könige führen zu laſſen, dem ſie eine Botſchaft zur Wohlfahrt des ganzen Landes zu bringen hätten. Allein die Sachſen hatten eben damals keinen König, ſondern nur mehrere Fürſten, aus denen zur Zeit des Kriegs einer durch das Loos zu ihrem Oberhaupte gewählt wurde, nach geſchloſſenem Frieden aber keinen Vorzug mehr vor den übrigen Fürſten hatte und ihnen wieder gleich geachtet wurde. Der Mann, an den ſie ihr Anſuchen geſtellt hatten, verſprach auf ihre Bitte, ſobald es thunlich ſey, ſie zu ſeinem Fürſten zu begleiten, und nahm ſie einſtweilen in ſeine Wohnung auf. Die frommen zwei Brüder beteten täglich mit einander die Pſalmen, und einer der-

ſelben entrichtete an jedem Morgen das Altarsopfer, indem ſie nicht nur einen Kelch, ſondern auch einen tragbaren Altarſtein nach ſchon damals beſtehender, alſo uralter Sitte, bei ſich hatten. Ihr Hauswirth erkannte daraus, daß ſie Chriſten ſeyen. Er dachte, dieſe Männer könnten wohl den Fürſten von den alten Göttern des Landes abwendig machen, und ihn überreden, die neue Religion anzunehmen. Er hielt mit den übrigen Männern des Dorfes Rath, und ſie beſchloſſen, dieſes nicht zuzugeben. Sie ergriffen einen der zwei Brüder plötzlich und tödteten ihn mit dem Schwerte; den andern marterten ſie auf eine grauſame, blutige Art mit vielen Wunden zu todt. Dies geſchah im Jahre 693.

Als der Fürſt dieſes vernahm, überfiel er mit ſeinen Kriegsknechten das Dorf, und ließ den Mann, weil er Fremde, die zum Fürſten verlangten, um ihm eine Botſchaft zu bringen, davon abgehalten, und friedliche Wanderer ermordet hatte, hinrichten, und mit ihm alle die Männer, die an dieſem blutigen Verbrechen Theil genommen haben.

Die Mörder hatten die zwei Leichen in den reißenden Fluß nächſt dem Dorfe geworfen und die Gewalt der Wellen führte ſie viele Meilen weit mit ſich fort und warf ſie endlich an das Land. Über der Stelle, wo ſie lagen, erſchien zu Nacht,

wie der ehrwürdige Beda in ſeiner Geſchichte Englands erzählt, ein heller Lichtglanz und ſtrahlte hoch zum Himmel empor. In jener Gegend befanden ſich mehrere Chriſten, und unter ihnen ein ſehr angeſehener Mann von Adel, der früher in dem Kriegsheere gedient hatte, ſpäterhin aber ſich dem geiſtlichen Stande widmete. Er hatte die beiden Brüder Ewald wohl gekannt, und als Freunde geehrt und geliebt. Einer von ihnen erſchien ihm, wie Beda erzählt, zu Nacht im Traume, und ſagte ihm, daß dort, wo der Lichtglanz ſich zeigte, ihrer Beiden Leichen liegen. Man fand ſie, legte ſie in zwei Särge, und beſtattete ſie ehrerbietig, in tiefer Trauer, und unter vielen Thränen zur Erde.

Der heilige Biſchof Anno II. ließ im Jahre 1055 die Leichen der heiligen Martyrer erheben und nach Cöln überſetzen. In der Urkunde, die er darüber auszuſtellen befahl und die bis auf unſere Zeiten gekommen iſt, ſagte er unter Anderm: „Da die Spanne unſers Lebens auf Erden, wie Jedermann weiß nur kurz iſt unſere Kraft bald dahin ſchwindet, und da wir von Kindheit an, auf ſo viele Jahre wir auch noch zählen mögen, beſtändig dem Ende entgegen gehen, ſo iſt es für alle Menſchen heilſam, aus allen Kräften mit Sinn und That dahin zu ſtreben, in jene Welt gute Thaten voraus zu ſchicken. Wenn

wir auf dieſer Welt auch Freude haben, ſo ſind uns dort doch noch größere Freuden verheißen. Wenn wir traurig und von Leiden niedergedrückt ſind, ſo ſollen wir erwägen, daß die Leiden, die in jener Welt jedem Ungebeſſerten drohen, ohne Vergleich größer, ja gränzenlos ſind. Deßhalb, ſagt er, was ſeiner Frömmigkeit und Tugend zur Ehre gereicht, habe ich, wegen meiner Sünden bekümmert und die Strenge des künftigen Gerichtes fürchtend, beſchloſſen, die Gebeine der heiligen Martyrer hieher bringen zu laſſen. Die Heiligen werden, wie ich hoffe, für mich fürbitten, da ich Sünder durch meine eigenen Verdienſte mich nicht zu rechtfertigen vermag. Obwohl ſie ſchon längſt zur Anſchauung Gottes im Himmel gelangt ſind, ſo werden ſie dennoch, da wir, ſo viel in unſern Kräften ſteht, ſie auf Erden noch ehren, zur Barmherzigkeit Gottes für uns um ſo eifriger flehen, da wir ſie zu verherrlichen und ihrem Beiſpiele nachzuahmen ſuchen.“ Es iſt klar, daß der heilige Biſchof hier nur von der Fürbitte der Heiligen ſpricht, Hülfe aber, Errettung und ewige Seligkeit von Gott und Jeſus Chriſtus erwartet.

6. Willibrord, von dem Könige Marteln hoch geehrt, vollendet ſein apoſtoliſches Amt.

Karl Martell wurde durch die Geburt eines Sohnes erfreut. Er lud den heiligen Erzbiſchof

Willibrord ein, das Kind zu taufen. Bei der Taufe weiſſagte Willibrord dem Vater und allen Gegenwärtigen: „Dieſes Kind wird groß ſeyn, größer als alle Fürſten Frankreichs." Dieſe Weiſſagung ging auch auf das vollkommenſte in Erfüllung. Dieſer Sohn Karl Martells erhielt in der Taufe den Namen ſeines Großvaters Pipin, und wurde ein Fürſt, der nicht nur die Gränzen Frankreichs erweiterte, ſondern ganz vorzüglich, ſo wie in Frankreich, auch in Deutſchland zur Aufnahme und Verbreitung der chriſtlichen Religion viel Großes vollbracht hat. Obwohl von kleiner Geſtalt, und deßhalb Pipin der Kleine genannt, war er dennoch von ganz außerordentlicher Kraft, ſo wie des Geiſtes, als auch des Leibes. Er war ſo ſtark, daß er auf der Jagd mit einem Streiche einem wilden Büffelochſen den Kopf abhauen konnte. Noch ſehr merkwürdig iſt, daß er der Vater Kaiſers Karl des Großen wurde, eines in jeder Hinſicht der merkwürdigſten Männer der Weltgeſchichte.

Willibrord erreichte ein hohes Alter von mehr als achtzig Jahren, und hatte als Prieſter und als Erzbiſchof unermüdet in Verkündigung des Evangeliums gearbeitet. Unzählige Seelen kamen durch ihn zur Erkenntniß Jeſu Chriſti, und des einzig wahren Gottes, des Vaters im Himmel. Ein weites Land, das vorhin in den Schatten des Todes

verſunken war, kam durch ihn zum Lichte der göttlichen Wahrheit. Noch als liebenswürdiger Greis von achtzig Jahren, war er immer heiter und fröhlichen Angeſichtes, liebevoll und freundlich gegen Alle, und doch voll heiligen Ernſtes. Schon ſein Anblick flößte Ehrfurcht und Liebe ein. Da er nicht mehr weit umher reiſen konnte, ward er doch nicht müde, Alle die zu ihm kamen, zu lehren, zu ermahnen, zu tröſten. In den Tagen und Stunden, da er nicht öffentlich lehren konnte, wachte und betete er beſtändig, faſtete und wohnte im Chore der von ihm erbauten Kathedralkirche dem Geſange der Pſalmen bei. Er lebte nur in Gott und Jeſus Chriſtus zum Heile der Menſchen. Ruhig konnte er, als die Stunde ſeines Abſcheidens von dieſer Welt kam, und er ſein Tagewerk treu vollendet hatte, ſein Haupt zur Ruhe neigen, um in einer beſſern Welt, im Himmel bei Chriſtus, denn ſein ganzes thatenreiches Leben gewidmet war, die Früchte ſeiner Bemühungen einzuärndten, Ihn von Angeſicht zu ſehen und bey Ihm zu bleiben in ewiger Seligkeit.

Nachdem er verſchieden war, ſahen ſeine Jünger, wie Alkuin erzählt, über ſeinem Haupte einen hellen Lichtglanz; einer der Jünger, der zur Stunde, in der er ſtarb, viele Meilen weit von ihm entfernt war, ſah, wie er verſicherte, in ei-

ner himmliſchen Erſcheinung, die Seele des heiligen Mannes, von Glanz umgeben und unter den Lobgeſängen frohlockender Engel zum Himmel emporſchweben. Er ſtarb den 7. November um das Jahr 740. Seine Leiche wurde in einen marmornen Sarg gelegt, und wie er es angeordnet hatte, in der von ihm erbauten Kloſterkirche zu Echternach begraben.

Sein Andenken blieb in Segen; noch fünfzig Jahre nach ſeinem Tode, an dem Feſttage, der ihm zu Ehren jährlich gefeiert wurde, hat Alkuin, ſein Lebensbeſchreiber, ihm eine ſchöne Lobrede gehalten, die er mit den Worten beſchloß: „Seht, geliebteſte Brüder, wie rühmlich es iſt, Gott anzuhangen! Dieſer heilige Mann hat aus Liebe zu Chriſtus ſein Vaterland verlaſſen, die Pilgerſchaft in fremde Länder angetreten, die Reichthümer dieſer Welt für nichts geachtet, und wollte um Chriſtus willen lieber arm ſeyn. Wir ſehen, welchen Ruhm er unter den Menſchen erlangt hat; allein die Ehre vor Gott, die Herrlichkeit, die ewige Seligkeit, die er jetzt unter den Engeln im Himmel genießt, iſt unendlich höher! Möchte das Beiſpiel dieſes heiligen Lehrers uns aus unſerer Trägheit und Schläfrigkeit aufwecken! Laßt uns Das, was wir an ihm bewundern, auch an uns in Erfüllung bringen! Wir rühmen ſeine Arbeiten und Kämpfe;

laßt uns in ſeine Fußſtapfen eintreten, damit wir auf dem rechten Wege gehen. Nur wenn wir ſeinem heiligen Vorbilde nachahmen, werden wir auch jener Seligkeit theilhaft werden — durch Gott den Allmächtigen, und Jeſus Chriſtus unſern Herrn, der mit dem Vater und dem heiligen Geiſte lebt und regiert in ewiger Herrlichkeit. Amen.

Digitized by Google

VI.

Der heilige Bonifacius.

1. Bonifacius als Knabe, Jüngling und Mann, in ſeinem Vaterlande.

Unter allen Apoſteln der Deutſchen hat Bonifacius zu Einführung und Verbreitung der chriſtlichen Religion in Deutſchland mehr als alle Andere gewirkt. Er wird deßhalb vorzugsweiſe der Apoſtel der Deutſchen genannt. Seine Geſchichte iſt daher unſrer vorzüglichſten Aufmerkſamkeit würdig.

Bonifacius, vorher Winfried genannt, einer der größten Männer, die je den deutſchen Boden betraten, war geboren zu Kirton, in der Grafſchaft Devon in England, um das Jahr nach Chriſti Geburt 680. Mit Recht nennt ihn ſein Geſchichtſchreiber den freundlichen, hell leuchtenden Morgenſtern, den Gott unſerm deutſchen Vaterlande, das damals noch in den Finſterniſſen der Unwiſſenheit und des Heidenthums lag, hatte aufgehen laſſen.

Bonifacius wurde von ſeinen chriſtlichen Aeltern mit vieler Sorgfalt erzogen. Schon als ein lieblich aufblühender Knabe hörte er den Geſprächen der frommen Ordensgeiſtlichen, die hie und da das Landgut des Vaters beſuchten und mit dem

chriſtlich = geſinnten Manne von göttlichen Dingen redeten, mit großer Aufmerkſamkeit zu, und konnte alles Andere darüber vergeſſen, wie denn frühes Gefühl für Religion, nach mehrfachen Beobachtungen, bei Kindern immer ein Zeichen von vorzüglichen Geiſtesgaben iſt. Bald regte ſich in ihm das Verlangen, ſich ganz der Gottesgelehrtheit zu widmen und ein Geiſtlicher zu werden. Der Vater, der den hoffnungsvollen Knaben lieber hatte, als alle ſeine übrigen Söhne, war aber Anfangs dagegen; er wollte, der fähige Knabe ſollte ſein Glück in der Welt machen und einmal der Erbe der väterlichen Güter werden. Allein nach einiger Zeit wurde der Vater tödtlich krank; jetzt im Angeſicht des Todes und am Rande des Grabes ſtellte er ſehr ernſthafte Betrachtungen über das Ziel und Ende dieſes Erdelebens an. Er ſah es nun ein, daß auch das größte Glück, das der Menſch auf Erden machen könne, keinen Beſtand habe, und daß Diejenigen ſehr weiſe handeln, die ſich bei Zeiten nach beſſern und bleibendern Gütern umſehen. Er hatte nun nichts mehr gegen den Entſchluß ſeines Sohnes; die fromme Mutter, die nichts ſehnlicher wünſchte, als daß ihr Sohn ein Geiſtlicher werde, war darüber hoch erfreut.

Nachdem der Vater ſich etwas erholt und mit ſeinen Freunden überlegt hatte, wem er den Kna-

den in den Unterricht geben ſolle, ſchickte er ihn durch vertraute Männer in das Kloſter Abeskankaster.

Der kleine Bonifacius wurde dem Abte Wolfhard vorgeſtellt, und brachte ſeine Bitte, ihn anzunehmen, ſo wie die Aeltern ihn zuvor unterrichtet hatten, ſelbſt vor, und er that es zur Verwunderung aller Umſtehenden, ſo verſtändig und herzlich, daß der ehrwürdige Abt, eine große Freude an dem lieblichen Knaben hatte, ihn ſehr liebreich aufnahm, ihn den aufgeſtellten Lehrern anempfahl und ihm dann ſeinen Segen ertheilte.

Bonifacius fing nun an, ſich von ganzer Seele den Andachtsübungen zu widmen, ließ keinen Augenblick unbenützt verfließen, und wurde mit jedem Tage frömmer, verſtändiger und liebenswürdiger.

Als Bonifacius kaum die Jünglingsjahre erreicht hatte, brachte er es in Erkenntniß der heiligen Schrift, in der er Tag und Nacht las, bald ſo weit, daß der Abt und ſeine Mitbrüder es ſich nicht mehr zutrauten, einen Jüngling von ſo großen Talenten und einem ſo unerſättlichen Verlangen nach Erkenntniß weiterhin unterrichten zu können. Sie beſchloſſen daher, was der Beſcheidenheit dieſer guten Männer Ehre macht, ihn in das Kloſter Nutcell (oder wie wir ſagen Nußzell) zu ſchicken, weil der Abt und die Mönche jenes Kloſters es in der Gelehrſamkeit weiter gebracht hätten.

Der Abt Winbert, ein in der That ſehr gelehrter Herr, der dieſer Abtei mit Würde vorſtand, nahm ihn ſehr liebreich auf, und unterrichtete ihn in der heiligen Schrift; andere gaben ihm in anderen nützlichen Wiſſenſchaften Unterricht. Bonifacius machte ſich alle zu eigen; doch ſein liebſtes Lehrbuch blieb die heilige Schrift. Er erlangte eine ſo gründliche Einſicht in dieſelbe, daß er in dem Kloſter bald ſelbſt zum Lehrer der heiligen Schrift ernannt wurde. Der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit verbreitete ſich in England weit umher; eine Menge von Zuhörern ſtrömte zuſammen, ſeine Vorleſungen zu hören. Alle hörten ihn mit dem größten Beifall, bewunderten ihn, und ehrten und liebten ihn als einen Vater. Er aber war auf ſeine großen Gaben nicht ſtolz, ſondern blieb die lautere Demuth, und ließ es denen, die weniger begabt waren, nicht im geringſten fühlen, wie ſehr er ihnen an Geiſtesgaben und Kenntniſſen überlegen ſey. Je mehr er in der Gelehrſamkeit und jeder vortrefflichen Eigenſchaft ſich vor andern auszeichnete, deſto demüthiger, beſcheidener und leutſeliger wurde er gegen Jedermann. Er hatte ſich den Spruch der heiligen Schrift wohl recht zur Vorſchrift ſeines Lebens gemacht: „Je höher du geachtet wirſt, je tiefer demüthige dich in allen Dingen, und du wirſt Gnade finden vor Gott.“

2. Bonifacius reist nach Deutſchland.

Nachdem Bonifacius das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt hatte, welches Alter damals zu Erlangung der prieſterlichen Würde feſtgeſetzt war, wurde er zur allgemeinen Freude Aller, die ihn kannten, zum Prieſter ordinirt. Bald darauf beſchloß König Ina in einer wichtigen Angelegenheit, von der die Ruhe und das Wohl des Reiches abhing, einen Geſandten an den Erzbiſchof Berthwald von Kanterburi zu ſenden; es wurde ihm zu dieſem ſchwierigen Geſchäfte Bonifacius als der tauglichſte Mann vorgeſchlagen. Bonifacius reiste, unter einer anſehnlichen Begleitung, die ihm der König mitgab, zu dem Erzbiſchofe und vollzog ſeinen Auftrag zur vollkommenſten Zufriedenheit des Königs. Dadurch ward Bonifacius noch berühmter. Der König wünſchte ihn beſtändig um ſich zu haben, und ſich ſeiner zu mehreren ähnlichen Geſchäften zu bedienen. Bonifacius hätte nun an dem königlichen Hofe in Ehre und Anſehen leben können, ja die Bahn zu den höchſten Ehrenſtellen war für ihn geöffnet. Allein Bonifacius, der ſein ganzes Herz Gott ergeben, und ſeinen ganzen Sinn nur auf göttliche Dinge gerichtet hatte, achtete Reichthum, Ehre und Anſehen bei den Menſchen für nichts. Er ging um dieſe Zeit ſchon mit dem Gedanken um, aus Liebe zum Heile der Menſchen

ſein geliebtes Vaterland und ſeine vielen Freunde und Verehrer ganz zu verlaſſen und ſich nach Deutſchland zu begeben, um da den heidniſchen Völkern das Evangelium zu predigen.

Bonifacius eröffnete ſein Vorhaben ſeinem Abte und väterlichen Freunde Winbert, und bat ihn um die Erlaubniß zu reiſen. Winbert war nicht wenig verwundert, und gewährte die Bitte nicht ſogleich; erſt nachdem er die Sache lange und reiflich vor Gott überlegt hatte, gab er zu den oft wiederholten, flehentlichen Bitten des Bonifacius ſeine Einwilligung. Als ein treuer Vater ſorgte Winbert für Alles, was Bonifacius zur Reiſe nothwendig hatte. Er gab ihm zwei würdige Männer, die dazu geneigt waren, zu Reiſegefährten mit, damit ſie in geiſtlichen und leiblichen Angelegenheiten ihm Hülfe leiſten möchten. Der Abſchied war ſehr rührend. Der Abt und Alle im Kloſter entließen ihn unter vielen Thränen, und dem herzlichen Gebete: ein guter Engel wolle ihn auf allen ſeinen Wegen begleiten und Gott wolle zu Allem, was er vornehme, Heil und Segen geben.

Bonifacius kam mit ſeinen Reiſegefährten glücklich über das Meer nach Deutſchland und landete in Friesland. Allein hier war eben zwiſchen Karl Martell, der ſich zwar nur Herzog nannte, aber mit königlicher Gewalt Frankreich beherrſchte, und zwiſchen Radbod, dem Könige der Frießen ein Krieg

ausgebrochen. Beide Völker waren in Furcht und Schrecken, in Unruhe und großer Verwirrung. König Radbod, der die Chriſten haßte, ließ beinahe alle chriſtliche Kirchen, die unter dem Schutze der fränkiſchen Oberherrſchaft in Friesland erbaut worden, niederreißen, verjagte die Diener dieſer Religion und wollte die Abgötterei wieder einführen. Bonifacius ward über den Anblick dieſer Zerſtörung ſehr betrübt. Er kam nach Utrecht, traf aber den heiligen Willibrord, der von da vertrieben worden, nicht mehr an; hingegen hörte er, König Radbod werde in einigen Tagen hier durchreiſen. Bonifacius hatte edlen Muths genug, ihn zu erwarten; er redete ihn an, und bat und ermahnte ihn mit großer Freimüthigkeit auf das nachdrücklichſte, von der Verfolgung der Chriſten abzuſtehen. Der König blieb aber auf ſeinem harten Sinne; that übrigens dem Bonifacius, deſſen ehrwürdige Geſtalt ihm Ehrfurcht einflößte, kein Leid. Bonifacius reiste im ganzen Lande umher, und ſuchte überall nach Herzen, die geneigt und willig wären, das Samenkorn des göttlichen Wortes aufzunehmen; da er aber fand, daß ſeine Bemühungen, was wohl der Furcht der Einwohner vor Radbod zuzuſchreiben war, für jetzt vergebens ſeyen, ſo kehrte er mit ſeinen zwei Reiſegefährten wieder zurück in ſein Vaterland.

In ſeinem Kloſter fand er alle Mönche in tie-

ſer Trauer, denn der gute Abt Winbert war indeß geſtorben. Der unerwartete Anblick ihres geliebten Mitbruders Bonifacius brachte ihnen indeß großen Troſt; ja ſie wählten ihn alle einſtimmig zum Abte, und baten ihn flehentlich, dieſe Würde anzunehmen. Allein obgleich des Bonifacius erſter Verſuch, ein Lehrer der Heiden zu werden, nicht gelungen war, ſo blieb er dennoch feſt bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe, wie es denn allen wahrhaft großen Seelen eigen iſt, ſich durch Hinderniſſe von ihren Unternehmungen nicht abſchrecken zu laſſen. Er ſagte ihnen, daß er aus Liebe zu Chriſtus und um des Heiles der Menſchen willen ſeine geliebten Mitbrüder und ſein Vaterland aufs neue verlaſſen werde. Alle billigten ſeine frommen, menſchenfreundlichen und edelmüthigen Geſinnungen und entließen ihn voll Liebe. Stephan aber, ein frommer aufrichtiger, redlicher Mann, wurde an ſeiner Stelle zum Abte gewählt.

3. Bonifacius in Rom.

Bonifacius hielt es, bevor er das große Werk, die Völker Deutſchlands zum chriſtlichen Glauben zu bekehren, anfing, für unumgänglich nothwendig, nach Rom zu reiſen, um von dem Oberhaupte der Kirche ſeine Sendung zu erhalten, und als Miſſionär beglaubigt zu werden. Er erwog, daß von Rom die erſten Glaubensboten nach England ge-

kommen waren; daß ganz England die Bekehrung zur chriſtlichen Religion der Vorſorge und den Bemühungen des Pabſtes Gregors des Großen zu danken hatte, von dem der heilige Auguſtin und andere apoſtoliſche Männer dahin geſandt worden; daß Wilfried und Willibrord die weite Reiſe nach Rom gemacht hatten, um ſich mit dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche zu berathen nud von ihm die erfoderliche Vollmacht und Beglaubigung zu erhalten.

Auch hatte Bonifacius auf ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland bemerkt, daß er nicht nur bei den Heiden, ſondern auch bei den Chriſten leichter Eingang finden werde, wenn er als ein von dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche zu Bekehrung heidniſcher Völker aufgeſtellter Miſſionär ſich dieſem Berufe widme. Er begab ſich daher zu dem Biſchofe Daniel von Wincheſter, zu deſſen Biſthume das Kloſter Nutzell gehörte und bat ihn um ein Beglaubigungsſchreiben an den Pabſt, und um ſeinen biſchöflichen Segen zu der Reiſe nach Rom. Der Biſchof gab ihm das verlangte Schreiben ſehr gerne, ertheilte ihm von ganzem Herzen ſeinen väterlichen Segen, und Bonifacius machte, voll fröhlichen Muthes und voll getroſter Zuverſicht auf Gott, ſich mit einigen Gefährten unverzüglich auf den Weg, und viele edle fromme Pilger, die er unterwegs antraf und die eben nach Rom wahlfahrteten, ſchloſ-

ſen ſich freiwillig an ihn an und wurden ſeine Begleiter.

Nachdem Bonifacius über das ſtürmiſche Meer und die hohen Alpengebirge, und durch das Land des kriegeriſchen und furchtbaren Volkes der Longobarden geſund und unverſehrt in Rom angekommen war, begab er ſich mit ſeiner Reiſegeſellſchaft vor allem in die Hauptkirche, die über dem Grabe des heiligen Apoſtels Petrus erbaut war, dankte dem göttlichen Erlöſer für die glücklich vollbrachte Reiſe, flehte um Vergebnng ſeiner Sünden, und um einen glücklichen Ausgang ſeines ganzen Unternehmens.

Hierauf ließ er ſich bei dem heiligen Vater, Gregor II, melden, kam ſogleich vor, und der Pabſt empfing ihn mit heiterm und freundlichem Angeſichte. Bouifacius erzählte dem ehrwürdigen Vater der Gläubigen die Abſicht ſeiner Reiſe und bat, als Miſſionär zu Bekehrung der noch heidniſchen Völker in Deutſchland angeſtellt zu werden. Der Pabſt, gewohnt in Allem eine feſte Ordnung zn handhaben, fragte ihn, ob er Zeugniſſe von ſeinem Biſchofe habe? Bonifacius überreichte das geſchloſſne Schreiben des Biſchofes Daniel von Wincester. Pabſt Gregor hatte über dieſes Schreiben eine hohe Freude, nahm ihn ſogleich mit Hochachtung in ſeine eigene Wohnung auf, behielt ihn während des ganzen Aufenthalts in Rom bei

ſich, und hatte öfter ſehr eifrige Geſpräche über göttliche Dinge mit ihm. Er gab ihm, als eine ſtete Erinnerung, recht viel Gutes zu ſtiften, und ein Wohlthäter den Menſchen zu werden, den Namen Bonifacius, womit ein gütiger, wohlthätiger Mann bezeichnet wird, übertrug ihm das Predigtamt für alle noch unbekehrten Völker in Deutſchland, und gab ihm ein offenes Beglaubigungsſchreiben, das an Bonifacius ſelbſt gerichtet war und ſo lautet:

„Gregor, Diener der Diener Gottes, dem andächtigen Bonifacius.“

„Das fromme Vorhaben deines von Liebe zu Chriſtus inbrünſtigen Herzens und die vorgelegten bewährten Zeugniſſe deines aufrichtigen Glaubens fordern uns auf, in Ausſpendung des göttlichen Wortes, das durch Gottes Gnade unſerer Obſorge anvertraut iſt, dich zu unſerm Mitarbeiter zu ernennen.“

„Und da wir in Erfahrung gebracht haben, daß du von deiner Kindheit an die heilige Schrift gelernt haſt und daß du zu treuer Verwendung des dir von Oben herab verliehenen Pfundes, in der Furcht des Herrn, alles Ernſtes geſonnen biſt, die von Gott erlangte Erkenntniß himmliſcher Ausſprüche und die Lehre des Heiles den ungläubigen Völkern mit aller Treue und raſtloſem Eifer im Predigen und Lehren mitzutheilen, damit auch ihnen das Geheimniß des Glaubens bekannt werde, ſo

freuen wir uns deines Glaubens mit dir und begehren, der dir gegebenen Gnade mitzuwirken.“

„Und weil du denn dein gottſeliges Vorhaben, um dich Raths zu erholen, ſelbſt bis an den apoſtoliſchen Stuhl gebracht, und durch dieſe beſcheidene Unterwürfigkeit unter das Oberhaupt der Kirche, dich als ein ächtes Glied der Kirche bewährt haſt, ſo geben wir im Namen des dreieinigen Gottes und in Kraft der dem Petrus und ſeinen Nachfolgern verliehenen, beſtändig währenden Vollmacht, dir lieber Andächtiger und Beſcheidener den Auftrag, daß du das Wort Gottes, das der Herr als ein heilſames Feuer auf die Erde geſendet und welches auch dich mächtig ergriffen hat, allen Völkern predigeſt, die noch im Unglauben und Irrthum befangen ſind und zu denen du unter Gottes Leitung kommen wirſt; daß du ihnen den Namen Chriſti, unſers Herrn und Gottes und die Geheimniſſe des göttlichen Reiches mit aller Wahrheit und Treue verkündeſt, und im Geiſte der Kraft, der Liebe und Weisheit den Inhalt des alten und neuen Bundes den noch unkundigen Gemüthern auf eine ihnen angemeſſene Weiſe beibringeſt.“ — —

„Lebe wohl! Rom im Jahre 720.“

Nachdem der Pabſt dem Bonifacius dieſes Schreiben übergeben und ihm ſeinen Segen ertheilt hatte, reiste dieſer ab. Mit entſchloſſener Seele, mit dem

reinſten Eifer für das Beſte der Menſchen verließ er Rom und das liebliche Italien mit ſeinen Zitronen- und Pomeranzenwäldern, und ging hin in das damals noch ſo rauhe Deutſchland, wo düſtere Eichen- und Tannenwälder dem Strahle der Sonne wehrten und einen beinahe unaufhörlichen furchtbaren Winter verurſachten, um da ſein Leben zuzubringen, und den noch wilden und kriegeriſchen Völkern das Evangelium des Friedens zu verkünden.

Als Bonifacius aus Italien wieder in Deutſchland angekommen war, forſchte er überall aufmerkſam nach, bei welchem der Deutſchen Völker er wohl am ſicherſten Eingang finden würde; da vernahm er, daß Radbod, der Feind und Verfolger der Chriſten geſtorben ſey. Sogleich machte ſich Bonifacius auf den Weg nach Friesland, um die von ihm angefangene Bekehrung der Frieſen, woran er gehindert worden, zu vollenden. Die harte Verfolgung der Chriſten hatte nach Radbods Tod aufgehört. Bonifacius begab ſich unverzüglich nach Utrecht, wo Biſchof Willibrord ſich wieder eingefunden hatte und mit neuem Eifer in Verbreitung des Evangeliums arbeitete. Bonifacius wurde ihm ein treuer Mitarbeiter, und gründete in Friesland viele chriſtliche Gemeinden und errichtete viele Kirchen. Willibrord hatte indeß ein ſehr hohes Alter erreicht, und von der Laſt der Jahre und der vielen Arbeiten darniedergebeugt, machte er dem Bonifacius das ehren-

volle Anerbieten, ſeinen Hirtenſtab und die Verwaltung eines ſo großen Bisthums ihm zu übertragen. Bonifacius betheuerte, daß er ſich eines ſo hohen Amtes unwürdig und einer ſo ſchweren Bürde nicht gewachſen fühle. Da aber Willibrord nicht aufhörte, mit freundlichen Worten in ihn zu dringen, ſo ſprach Bonifacius: „Hochwürdigſter Biſchof! Papſt Gregor hat mir den Auftrag gegeben, allen zur Zeit noch heidniſchen Völkern Deutſchlands das Evangelium zu verkündigen; wie könnte ich nun wagen, gegen die päpſtliche Anordnung, den Hirtenſtab Eines Landes zu ergreifen, einen feſten Sitz zu wählen, und der Verkündigung des göttlichen Wortes in andern Ländern zu entſagen? Ich bitte dich, laß mich in jene Länder ziehen, zu welchen ich von dem apoſtoliſchen Stuhle geſandt worden.“

Willibrord unterwarf ſich dem Willen des oberſten Hirten, ſtand von ſeinem Vorhaben ab, gab dem Bonifacius ſeinen Segen und entließ ihn.

4. Bonifacius in Heſſen.

Von Friesland begab ſich Bonifacius in das Land der Heſſen. Dieſem Lande war bereits das Evangelium verkündiget worden. Allein die meiſten Einwohner waren Heiden geblieben; viele, die ſich bekehrt hatten, ſind von dem Glauben an

den allein wahren Gott wieder abgefallen und hatten ſich wieder zu der Abgötterei gewendet. Sie kamen in den Wäldern und an Brunnenquellen zuſammen und entrichteten da Götzenopfer, trieben Wahrſagerei und andern heidniſchen Aberglauben. Eine uralte Eiche von erſtaunenswürdiger Größe, unweit dem Orte Geismar, die man Donnereiche oder auch Jovisbaum naunte und ſie dem heidniſchen Gotte des Donners geheiligt hatte, war der Hauptplatz, an dem ſich die Anhänger der Abgötterei verſammelten.

Es gereichte jedoch dem Bonifacius zum großen Troſte, daß noch immer Einige, denen das Chriſtenthum ſchon früherhin verkündiget worden, der Wahrheit getreu geblieben; beſonders aber, daß von Allen, welche er auf ſeiner erſten Reiſe durch dieſes Land getauft und ihnen die Hände aufgelegt hatte, Keiner an dem Götzenopfern Theil genommen, ſondern daß alle einen Abſcheu vor dem alten heidniſchen Weſen an den Tag gelegt hatten. Dieſe nun ſagten dem Bonifacius, daß es das Beſte wäre, den Baum, der zu ſo vielem Böſen Gelegenheit gebe, umzuhauen; ſie hätten es wohl ſchon ſelbſt gethan, allein aus Furcht der Heiden getrauten ſie ſich nicht, die Axt daran zu legen.

Bonifacius, der ein Mann von hohem Muthe war und von Eifer für die Verehrung des wahren Gottes brannte, und den es in der Seele

ſchmerzte, das Volk ſo abergläubiſch und abgöttiſch zu ſehen, machte ſich auf, den Baum ſelbſt zu fällen. Die Gläubigen begleiteten ihn; aber auch eine große Schaar von Heiden kam herbei; ſie murrten und fluchten über Bonifacius als einen Feind der Götter und drohten ihn zu ermorden.

Bonifacius achtete nicht darauf, ſchwang muthig die Axt, und fing an, die mächtige Donnereiche umzuhauen. Die Heiden erwarteten mit jedem Streiche, der Blitz werde herabſchlagen und ihn wegen dieſes Unternehmens, das ſie für einen großen Frevel anſahen, tödten. Allein kaum hatte Bonifacius einige Streiche gethan, ſo fing es in den Aeſten und in dem Gipfel des Baumes an zu rauſchen; ein ſtarker Wind hatte ſich erhoben — und plötzlich ſtürzte die ungeheure Laſt des Baumes, wie von dem Allmächtigen zerſchmettert, mit entſetzlichem Gekrache zuſammen, und der dichte Stamm zerbrach in vier Stücken.

So hatte Bonifacius den Heiden die Richtigkeit des Götzendienſtes augenſcheinlich dargethan — ſie ſtanden höchſt erſtaunt und betroffen umher. Bonifacius hielt ihnen eine geiſtreiche Predigt voll heiligen Feuers. Viele änderten ihren Sinn, erkannten ihren Irrthum, gaben ſeinen Worten Gehör und glaubten an den wahren Gott. Ja Viele, die erſt kurz vorher unter Fluchworten

über Bonifacius zuſammengekommen waren, bereuten ihre Drohworte gegen Bonifacius, und gingen unter Segnungen, und lautem Lob und Preis des einzig wahren Gottes auseinander.

Nachdem Bonifacius mit ſeinen Brüdern, ſeinen Jüngern und den übrigen Chriſten ſich zuvor unterredet hatte, erbaute er, was allen Gläubigen ſehr wohl gefiel, aus dem Holze des Baumes ein Bethaus, in dem nun der einzig wahre Gott angebetet wurde.

Dieſe erſte kühne That iſt ein Sinnbild von dem ganzen Thun des heiligen Mannes, — er legte dem Heidenthum die Art an die Wurzel und pflanzte an die Stelle desſelben das Chriſtenthum, die Anbetung und Verehrung des einzig wahren Gottes und Jeſu Chriſti nach der Lehre der Apoſtel.

Was für ein herrliches Stift Bonifacius in Heſſen errichtet hat, wollen wir weiterhin hören.

5. Bonifacius in Thüringen.

Bonifacius begab ſich nun nach Thüringen. Er fand dieſes Land in dem traurigſten Zuſtande. Die Sachſen hatten es verheert. Die niedergebrannten Dörfer lagen im Schutte, die ungebauten Felder waren mit Unkraut und Diſteln bedeckt. Die Einwohner des Landes mußten, oft vergebens,

die Lebensmittel aus weiter Ferne herzubringen ſuchen; viele waren in Gefahr zu verhungern.

Es war damals in Thüringen, wie faſt überall in Deutſchland, eine höchſt müheſelige Art zu reiſen. Man ſah da nirgends gebahnte Straßen. Außer dem ungeheuer großen Thüringer Walde, bedeckten viele zerſtreuten dichten Waldungen das Land. Ueberdies gab es auch viele grundloſe Moräſte, durch die nicht durchzudringen war. Anſtatt der mangelnden Landſtraßen mußte Bonifacius gar oft die Flüße benützen, und auf einem kleinen Schiffe, oder einem aus Baumſtämmen ſchnell zuſammengefügten Floße weiter zu kommen ſuchen. Faſt nirgends fand er eine Hütte, wo Raum zu einer Herberge geweſen wäre; an Gaſthäuſer war gar nicht zu gedenken. Er mußte, wie die Soldaten zur Zeit des Krieges, ein Zelt mit ſich führen, um nicht ganz unter freiem Himmel übernachten zu müſſen. Auch mit den nöthigſten Lebensmitteln mußte er ſich verſehen, weil in dem verwüſteten Lande faſt keine aufzutreiben waren.

Während nun Bonifacius ſo in Thüringen umherzog, predigte und taufte, hatte er oft Mangel an Lebensmitteln; allein niemals verlor er das Vertrauen auf Gott und Gott verließ auch ihn nicht.

Eines Tages hatte Bonifacius ſein Gezelt auf dem Fluße Oraha, (Aurah oder Weſer) aufge-

ſchlagen und übernachtete da. Mit Anbruch des Tages ſtand er auf, lobte und pries, wie er es am frühen Morgen immer gewohnt war, Gott, entrichtete dann das heilige Opfer und brachte den Vormittag mit Leſen und frommen Uebungen, und mit Briefeſchreiben zu. Als Mittag längſt vorbei war, trat er aus ſeinem Zelte hervor. Er hatte nur einen einzigen Diener bei ſich. Seine übrigen Reiſegefährten hatten ſich entfernt, um das Land umher näher in Augenſchein zu nehmen, und Lebensmittel zu kaufen. Er befahl dem Diener, er ſolle doch einmal den Tiſch decken. Dieſer antwortete bekümmert und jammernd, er habe nicht einen Biſſen, den er ihm vorſetzen könnte. Allein Bonifacius ſprach: „Sollte denn Derjenige, der hundert tauſende von Menſchen vierzig Jahre lang mit Brod vom Himmel wunderbar erhalten hat, mir, ſeinem unwürdigen Diener, nicht für einen einzigen Tag Speiſe verſchaffen können, um in dieſer Wildniß mein Leben zu friſten?“ Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo flog von dem nahen Fluſſe plötzlich mit weit ausgebreiteten Flügeln ein Waſſeradler empor, der einen großen Fiſch in Schnabel und Krallen trug — und ließ ihn zunächſt bei dem Tiſche herabfallen. Bonifacius dankte Gott mit aufgehobenen Händen, ließ den Fiſch, der ihm und ſeinem Diener auf einen Tag hinreichende Nahrung

gewährte zurichten und entging ſo dem drohenden Hungertode.

Es mochte allerdings ſehr natürlich zugehen, daß ein ſolcher Adler, deren es damals in Deutſchland genug gab und die ſehr geſchickt Fiſche aus dem Waſſer zu holen, und durch die Luft mit ſich fortzuführen wiſſen, vom Fluſſe aufflog, an dem unvermutheten Anblick von Menſchen in dieſer öden Gegend, erſchrak, und ſeinen Raub fallen ließ. Allein daß dieſes in eben dem Augenblick geſchah, da Bonifacius nichts zu eſſen hatte, und das Vertrauen auf Gott ſich in ihm ſo lebhaft regte, iſt ein Wunder der göttlichen Vorſehung. Gewiß ward dadurch ſein Vertrauen auf Gott noch mehr belebt und neu geſtärkt, ſein Tagwerk mit neuem Muthe fort zuſetzen.

Am andern Tage kamen ſeine Gefährten mit Lebensmitteln zurück.

In ſo traurigen Umſtänden ſich die Einwohner Thüringens, das Leibliche betreffend, befanden, ſo waren ſie in Hinſicht ihrer geiſtlichen Angelegenheiten doch noch mehr zu beklagen. Die chriſtliche Religion war zwar den Einwohnern Thüringens ſchon früherhin, vermuthlich durch Anregung Klodwigs, des Herzogs der Franken und erſten chriſtlichen Königs von Frankreich, verkündigt worden. Allein nur Adelige und Vornehme hatten dieſer Verkündigung Gehör gegeben, wie

denn aus ihnen ſogar einiger Heiligen, zum Beiſpiel, einer heiligen Radegunde und einer heiligen Irmine gedacht wird. Das gemeine Volk aber war der Unwiſſenheit, dem Aberglauben und der Abgötterei ergeben geblieben.

Bonifacius fing nun an in dieſem Lande die Religion Jeſu zu verkündigen und diejenigen, die ſein Wort zu Herzen nahmen, zu taufen. Nachdem er ſo in dieſem Lande viele bereitwillige Herzen gefunden und einen guten Grund gelegt hatte, errichtete er das Kloſter Amanenburg und ließ da einige ſeiner bewährteſten Jünger zurück, um das gute Werk, das er angefangen hatte, zu erhalten, und weiter fort zu führen.

6. Unermüdete Thätigkeit und Geduld des Bonifacius in ſeinem mühevollen Berufe.

Welche Mühſeligkeiten Bonifacius von der Zeit an, da er den deutſchen Boden zuerſt betreten hatte, bis in ſein hohes Alter übertragen habe; welchen Gefahren er, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, ſich ausgeſetzt; wie arm er war, und wie er ſogar an den nöthigen Kleidungsſtücken Mangel gehabt hätte, wenn ſie ihm nicht aus England durch wohlthätige Hände wären zugeſchickt worden; wie er aber unerſchütterlich feſt blieb in der Liebe und im Vertrauen auf Gott und Jeſus Chriſtus; welche Liebe er für das deut-

ſche Volk hatte und einzig für deſſen Seligkeit beſorgt war, und ſich ihm ganz hinopferte; wie er die heilige Schrift ehrte und liebte, und dieſe Ehrfurcht auch ſeinen Deutſchen einzuflößen ſuchte, zeigen die Briefe, die er an ſeine Freunde in England ſchrieb. Dieſe laſſen uns recht in ſein edles, frommes Herz blicken. Wer auch nur einige Stellen daraus liest, muß mit Verehrung und Liebe gegen den ehrwürdigen, liebevollen, demüthigen Mann erfüllt werden.

An den Biſchof Daniel in England ſchrieb er: „Die Menſchen ſind es gewohnt, wenn ihnen etwas hart und ſchwer fällt, bei ſolchen Freunden, auf deren Weisheit und Theilnahme ſie vertrauen, Troſt und Rath zu ſuchen. Und ſo vertraue ich denn auf Deine bewährte Freundſchaft und Weisheit und nehme meine Zuflucht zu Dir, gieße mein bekümmertes Gemüth in Dein Vaterherz aus, und ſuche bei Dir Troſt und Rath. „Wir haben, ſagt der Apoſtel Paulus, von außen Kämpfe und von innen Furcht zu leiden.“ Und ſo geht es noch jetzt. Auch wir haben außer der Angſt und Furcht, die unſer Gemüth beunruhigt, noch harte Kämpfe zu beſtehen — mit heuchleriſchen Prieſtern, die Gott widerſtreben, ſich ſelbſt in das Verderben ſtürzen, und durch Aergerniſſe und Irrthümer auch das Volk verführen. Sie ſtreuen über den Samen des göttlichen Wortes,

der uns aus dem Schooße der katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche übergeben und anvertraut worden, und den wir nach unſern geringen Kräften auszuſäen bemüht ſind, Unkraut aus, ſuchen den guten Samen zu erſticken, und giftige Kräuter aufſproſſen zu machen. Anſtatt, was wir pflanzen, zu begießen, damit es wachſe, reuten ſie es aus und machen es verdorren, indem ſie durch ihre Lehren unter dem Volke neue Sekten und allerlei Irrthümer einzuführen ſuchen. O es iſt ſchrecklich, wenn ſogar Prieſter, Diakone und andere Geiſtliche vom Glauben und der Wahrheit abweichen, und noch viel heftiger als die Heiden die Kirche und ihre Söhne läſtern und ſchmähen. Es iſt dieſes uns ein Schauer erregendes Hinderniß die Herrlichkeit des Evangeliums zu verkündigen. O bete, bete doch, ich bitte dich, geliebteſter Vater, innſtändig und angelegentlich, bete für mich, daß Gott, der Tröſter aller Müheſeligen, unter ſolchen Stürmen meine Seele unverſehrt und rein von Sünden bewahren wolle.“

Ferner ſchrieb er an Biſchof Daniel: „Noch eine innige, herzliche Bitte wage ich, auf deine Güte, liebſter Vater! vertrauend, vorzubringen, deren Erfüllung auf meiner Wanderſchaft in dieſem fremden Lande mir großen Troſt gewähren würde. Dieſe Bitte betrifft das Buch

der Propheten, das der Abt Winbert, ehemals mein Lehrer, ehrwürdigen Andenkens, als er aus dieſer Welt abſchied, und zu dem Herrn heimging, zurückgelaſſen hat. Es enthält ſechs Propheten, mit deutlichen und vollendeten Buchſtaben geſchrieben. Gott wolle Dir eingeben, es mir zu ſchicken! Einen größern Troſt meines Alters kannſt Du mir nicht gewähren, und einen größeren Lohn im Himmel kannſt Du Dir kaum erwerben. Denn das Buch, das ich habe, iſt mit ſo kleinen zuſammengezogenen Buchſtaben geſchrieben, daß ich es, da meine Augen bereits ſchwach werden, nicht mehr leſen kann. Ein deutlicher geſchriebenes Buch aber weiß ich in dieſem Lande nicht aufzutreiben; ich bitte Dich alſo noch ein mal, ſchicke es mir!"

An die Aebtiſſin Eadburga, eine königliche Prinzeſſin und nahe Verwandte des Königes Edelbert, ſchrieb der demüthige Bonifacius aus Deutſchland nach England: „Euer Gnaden bitte ich flehentlich, für mich zu Gott, dem Schöpfer aller Dinge, dem Geber alles Guten zu beten! Was mich zu dieſer meiner Bitte antreibt, ſind die vielerlei Ungewitter, von denen mein Leben auf meiner Pilgerſchaft in dieſem Lande beſtürmt wird. Ach, überall Mühſeligkeit, überall Trübſal! Kämpfe von außen, und Furcht von innen! Das Betrübendſte iſt, daß die falſchen Brüder, die mir

nachſtellen, noch boshafter ſind, als die ungläubigen Heiden. So flehe denn zu dem gütigen Beſchützer unſers Lebens, zu Ihm, der die einzige Zuflucht aller Bedrängten iſt, zu Ihm, der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt hinwegnimmt, Er wolle uns in dieſen Wolfshöhlen mit Seiner allmächtigen Rechte beſchützen und unverletzt bewahren. Er wolle geben, daß da, wo die Füße Derjenigen wandeln, die das Licht des Evangeliums bringen, keine von den dunkeln Spuren abtrünniger Irrlehrer mehr zu erblicken ſey. Ja, der gütigſte Vater im Himmel wolle unſre Lenden umgürten und die Lichter in unſern Händen anzünden, damit die Herzen der Heiden erleuchtet werden und damit ſie die Herrlichkeit des Evangeliums ſchauen mögen. Bete alſo, bete für alle die Heiden, die mir von dem apoſtoliſchen Stuhle anvertraut ſind, daß der Heiland der Welt ſie dem Götzendienſte entreißen und ſie den Kindern der einigen Mutter, der allgemeinen Kirche hinzugeſellen wolle, zur Verherrlichung, zum Preis und Ruhme Deſſen, der da will, daß alle Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen und ſelig werden ſollen! Lebe wohl."

Die Aebtiſſin Eadburga, deren Briefe nicht auf uns gekommen ſind, muß ihm ſehr gnädig und liebreich geantwortet und öfter an ihn geſchrieben haben. In einem ſeiner folgenden Briefe ſchreibt

er viel vertraulicher, ohne beſondere Titel an ſie. Hören wir einen dieſer Briefe. Sie war nicht nur der lateiniſchen Sprache kundig, ſie hatte ſich auch darauf verlegt, ſchöne zierliche Buchſtaben zu ſchreiben und war in dieſer Kunſt eine Meiſterin. Bonifacius ſchrieb daher an ſie: „Der Herr, der allmächtige Gott, der Belohner und Vergelter alles Guten, laſſe Dich in den ewigen Hütten des Friedens, in der Geſellſchaft der ſeligen Engel, den Lohn aller Wohlthaten genießen, die Du mir erwieſen haſt, es ſey nun durch die heiligen Schriften, die Du für mich abgeſchrieben, oder durch die Kleidungsſtücke, die Du mir geſchickt haſt. Ich bitte Dich herzlich, ſetze Deine Wohlthaten fort, und ſchreibe mir noch die Briefe des heiligen Apoſtels Petrus mit goldenen Buchſtaben, damit die Deutſchen, die noch lauter Fleiſch und Blut ſind, für die heiligen Schriften, wenn ich ſie ihnen vorzeige und darüber predige, deſto mehr Achtung haben. Auch möchte ich die Worte dieſes Apoſtels, der auf meiner Reiſe mein Führer und Vorbild iſt, immer vor Augen haben. Der Presbyter Eoban, den ich Dir ſende, wird Dir beim abſchreiben helfen. Thu alſo, liebſte Schweſter, um was ich bitte, wie Du von jeher ſo gütig warſt, alle meine Bitten zu erfüllen. So werden Deine guten Werke auch hier in Deutſchland ein Denkmal mit goldenen Buchſtaben ſeyn zur Ehre unſers

Vaters im Himmel. Ich wünſche Dir jenes Wohlſeyn, das nur Chriſtus gewähren kann, und einen lieblichen Fortſchritt von Tugend zu Tugend."

7. Bonifacius als Lehrer und Tröſter der Gläubigen.

Die Beredſamkeit des heiligen Bonifacius muß ſehr einleuchtend und herzdurchdringend geweſen ſeyn, indem durch ſein Wort ganze Völker zum Glauben an Chriſtus gebracht wurden. Es iſt zu bedauern, daß keine ſeiner Predigten aufgezeichnet und uns aufbewahrt worden. Allein durch Gottes gütige Vorſehung ſind noch Briefe von ihm, in denen er die Gläubigen zum Guten ermahnt, und in ihren Leiden tröſtet, auf unſere Zeiten gekommen. In dieſen Briefen ſpricht er auch noch zu uns. Wer möchte ihn nicht gerne hören? Denn wer bedarf in glücklichen Tagen nicht Ermunterung zum Guten, und in trüben Stunden und den mancherlei Leiden auf Erden nicht Troſt? Wir wollen jedoch nur zwei Briefe, und zwar ſogleich die zwei erſten dieſer Sammlung als Beiſpiele hier anführen. Wir ſehen zugleich wie gut er die heilige Schrift inne hatte, und wie treffend er Stellen daraus anzuwenden wußte.

Den erſten Brief, ſchrieb Bonifacius, damals noch Winfried genannt, an einen reichen vorneh-

men deutſchen Jüngling, Nidhard genannt, den er in Heſſen oder Thüringen kennen gelernt hatte. Bonifacius beſorgte, Reichthum und Ehre möchten dem edlen jungen Manne gefährlich werden und ihn verleiten, nicht von ganzem Herzen an Chriſtus zu glauben. Daher ſchrieb er an ihn:

„In aller Demuth bitte ich, ſo gering ich bin, Dich, liebſter Bruder, der Du in ſo hohen Ehren und in der Blüthe und Fülle der Jugend ſteheſt, Du wolleſt es Dich nicht verdrießen laſſen, daß ich Dich ermahne, vermöge Deiner edlen Gemüthsart Dich des Ausſpruchs des weiſen Salomon zu erinnern: „In allen deinen Werken gedenke deiner letzten Dinge, ſo wirſt du ewiglich nicht ſündigen.“ Ebenſo erinnere Dich der Worte des Herrn: „Wandelt, ſo lange ihr das Licht habt, damit euch die Finſterniß nicht überfalle.“

„Denn ſieh, Alles Zeitliche geht ſchnell vorüber; was aber alsdann, ja bald, kommen wird, bleibt ewig. Alle Schätze der Welt, es ſey nun der Glanz des Goldes und Silbers, der bunte Schimmer funkelnder Edelſteine, oder eine reichbeſetzte Tafel auserleſenen Speiſen, oder die Pracht zierlicher Kleider, oder was man immer von Koſtbarkeiten aller Art ſammeln kann, ſind für uns nichts, ſondern gleichen nur einem Schatten, der vorübergeht, dem Rauche, der verſchwindet, dem Schaume,

der zerfällt. Es iſt ein wahres Wort, das in den Pſalmen geſchrieben ſteht: „Die Tage des Menſchen ſind wie Gras; er verblüht, gleich der Blume des Feldes. Und an einer anderen Stelle: Meine Tage vergehen wie ein Schatten, und ich verwelke, wie Heu.“

„Allen Denjenigen, deren Sinnen und Trachten nur auf Gold und Reichthum gerichtet iſt, wird es einſt ergehen, wie den Leuten, die ſich an dem Ufer eines Fluſſes angebaut haben, deren Häuſer und Aecker der Fluß hinwegreißt, und die nun beſtürzt und betrübt ohne Heimath ſind und die Nacht im Freien durchwachen müſſen. Ja, der Geldgierige gleicht in ſeinen Bemühungen einer Spinne, die ihr Netz, das leicht zerreißt, vergebens ausgeſpannt hat. Er haſcht nach leerer Luft und eitlem Staub. Mit Recht ſagt der Pſalmiſt von einem ſolchen Menſchen: „Wie ein Schatten wandelt er vorüber, und macht ſich vergebliche Unruhe; er häufet Schätze zuſammen, und weiß nicht, für wen er ſie ſammelt.“

„Der Tod gleicht einem Ungeheuer, das mit gierigen Zähnen vor jeder Thürſchwelle lauert; wie fürchterlich aber muß er für ſolche Menſchen ſeyn, die ihr ganzes Leben hindurch Tag und Nacht nur nach Gütern dieſer Erde getrachtet haben, hingegen um das, was ihnen zum Heile gereicht hätte, unbekümmert waren und nun ohne Troſt und ohne

Hülfe ſind? Der Tod entreißt ihnen nicht nur ihre eiteln trügeriſchen Schätze, ſondern auch ihr koſtbarſter Schatz, ihre Seele wird verloren gehen; ſie fällt der Gewalt des Satans anheim, der ſie ergreifen und in die ſchauerlichen Abgründe der Hölle verſchließen wird, wo ſie ewige Strafen leiden müſſen."

„Da nun Alles, was ich hier ſagte, gewiß und nicht zu bezweifeln iſt, ſo dringt mich die Liebe zu dir, Dich herzlichſt zu bitten, Du wolleſt, da Du doch Alles dieſes als wahr erkennen wirſt, Dich beeilen, die natürlichen Geiſtesgaben, die Gott Dir verliehen hat, über Alles aber die Gnade Gottes, die in Dir iſt, wieder zu erwecken! Nimm Dich doch recht in Acht, daß deine Liebe zu den Wiſſenſchaften und das auflodernde Feuer des Geiſtes in göttlicher Erkenntniß nicht durch das ſchlammige Waſſer und den Koth der Begierden, in Dir ausgelöſcht werde.

Bedenke, was der heilige Sänger der Pſalmen ſagt: „Glückſelig der Mann, der ſeine Luſt am Geſetze des Herrn hat, und es betrachtet Tag und Nacht" Und anderswo ſagt er von ſich ſelbſt: „Wie lieb' ich Dein Geſetz, o Herr! ich betrachte es den ganzen Tag." Eben dieſes, was ſchon Moſes dem ganzen Volke Iſrael ausführlich geſagt hat, wiederholt Joſue mit wenigen Worten: „Laß das Buch des Geſetzes nicht von deinem Angeſichte

weichen, ſondern forſche darin alle Tage und Nächte deines Lebens.“

Richte daher, liebſter Bruder in Chriſtus, die ganze Aufmerkſamkeit Deines Gemüthes auf die Betrachtung, das Leſen und Erwägen der heiligen Schrift. Lege Alles bei Seite, was Dich daran hindert, und zu nichts nützt. Nur dadurch kann deine Seele ſchön und herrlich werden und zur Vollkommenheit gelangen, das iſt, zur göttlichen Weisheit, die glänzender iſt als Gold, ſchöner als Silber, feuriger ſtrahlend als Karfunkel, heller und reiner als Chryſtall, und als Topas und alle Edelſteine, was auch der weiſe Salomon bezeugt, und von ihr ſagt: „Alles, was koſtbar iſt und wünſchenswerth, iſt gegen ſie nichts!“

„Was Anderes könnten wir alſo verlangen und ſuchen, das dem jugendlichen Alter mehr geziemt, und deſſen Beſitz noch das Greiſenalter wahrhaft weiſe macht, als die Erkenntniß der heiligen Schrift? Sie nur, dieſe Erkenntniß, kann das Schifflein unſerer Seele durch die gefahrvollen Stürme dieſer Welt, ohne irgend einen Schiffbruch, zu dem lieblichen Geſtade des Paradieſes geleiten, — zur ewigen Freude dort Oben, deren die Engel genießen Darauf deutet auch der weiſe Salomon hin, indem er ſagt: „Die Weisheit überwindet alles Böſe; ſie wirket von einem Ende zum andern mächtig fort, und ordnet Alles lieblich. Von meiner Jugend an habe

ich ſie geliebt, und ſie mir auserwählt, und getrachtet, ſie gleich einer Braut mir zu vermählen.“

„Wenn Gott der Allmächtige es will, daß ich dereinſt noch einmal in jene Gegenden, in denen Du lebſt, zurückkomme, wie ich es vorhabe, ſo werde ich, was ich Dir hiemit verſpreche, Dich auf dieſer Reiſe beſuchen und mich Dir in allem Dieſem als einen treuen Freund erweiſen, und Dir zur Erkenntniß der heiligen Schrift, ſo weit meine Kräfte reichen, in Andacht und Ergebenheit Hülfe leiſten.“

Die Aebtiſſin Eadburga, auch Edelburga genannt, hatte ihr mühevolles Amt niedergelegt und ſich in ihre ſtille Zelle zurückgezogen, um hier ganz nur für Gott zu leben und ſich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Allein auch hier mußte ſie von Krankheit und mancherlei Widerwärtigkeiten Vieles leiden. Bonifacius ſchrieb deßhalb an ſie folgenden Troſtbrief:

„Nachdem uns, geliebteſte Schweſter, meine Reiſe, die ich aus Ehrfurcht und Liebe zu Chriſtus in fremde Länder unternommen habe, getrennt hat, und wir ſchon lange durch Land und Meer weit von einander entfernt ſind, ſo höre ich, wie mir Viele berichteten, daß Du in Deinem Alter aus Gottes Zulaſſung von vielfältigen Trübſalen und Widerwärtigkeiten beſtürmt werdeſt. Ich wurde darüber ſehr traurig und betrübt, und mußte ſeufzen,

indem ich bedachte, daß du das Amt einer Aebtiſſin, das dich mit ſo vielen großen Sorgen und ſchweren Geſchäften überhäufte, blos deßhalb niedergelegt haſt, um dich ungeſtört der betrachtenden Lebensweiſe widmen zu können; daß aber nunmehr noch größere und ſchwerere Trübſale über dich gekommen ſind. Eingedenk der Wohlthaten und der Freundſchaft, die Du, ehrwürdige Schweſter, mir ſo viele Jahre hindurch erwieſen haſt, fühle ich inniges Mitleid mit Dir, und ſchreibe Dir, um Dich brüderlich zu tröſten und zu ermuntern, dieſen Brief."

„Vor allem bitte ich Dich, Du wolleſt die Worte, die aus dem Munde der Wahrheit gekommen ſind, indem ſie unſer göttlicher Erlöſer ſelbſt geſagt hat, recht zu Gemüth nehmen und nie aus dem Sinne laſſen: „Durch Geduld werdet ihr eure Seele beſitzen." (Der Geduldige weiß ſich zu beherrſchen, läßt ſich von Unmuth und übler Laune nicht überwältigen, iſt ſeiner immer mächtig und bei allen Stürmen, die von Außen kommen, in ſich ruhig und getroſt.)

„Erinnere Dich auch der Worte des weiſen Salomons: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget Er, und ſchlägt jedes Kind, das Er aufnimmt." Gedenke an die Worte Davids in ſeinen Pſalmen: „Viele Drangſale kommen über die Gerechten; aus allen denſelben aber errettet ſie der Herr. — Ein Opfer, das Gott gefällt, iſt ein bedrängtes Ge-

müth; ein zerknirſchtes und gedemüthigtes Herz wirſt du, o Gott, nicht verſchmähen.“ So ſpricht auch der Apoſtel Paulus: „Durch viele Trübſale müſſen wir eingehen in das Reich Gottes.“ Und ferners: „Wir rühmen uns der Trübſale, denn wir wiſſen ja, daß Trübſal Geduld wirke, Geduld Bewährung, Bewährung Hoffnung; die Hoffnung aber nicht zu Schanden werden läßt.“

„So freue Dich denn dieſer Hoffnung, liebſte Schweſter, und frohlocke; denn Du wirſt nicht zu Schanden werden. Biete alle Kräfte der Seele auf, die zeitlichen Trübſale von Herzen geringe zu achten; denn Alle jedes Geſchlechtes, Männer und Weiber, die für Chriſtus kämpften, haben die Stürme dieſer Welt, Trübſale und Krankheiten für nichts geachtet, wie denn auch Paulus bezeugt: „Wann ich ſchwach bin, dann bin ich ſtark.“ Und an einer andern Stelle ſagt er: „Wer will uns von der Liebe Chriſti ſcheiden? Trübſal oder Angſt? Hunger oder Blöße? Gefahr, Verfolgung oder das Schwert? wie denn geſchrieben ſteht: Wegen Deiner ſind wir den ganzen Tag in Todesgefahr, und werden wie Schafe geachtet, die man zur Schlachtbank führt. In dieſem Allen aber überwinden wir um Desjenigen willen, der uns geliebt hat.“

„Er, der Vater und Freund keuſcher Jungfräulichkeit, hat Dich ſchon in den früheſten Jahren Deiner Jugend mit väterlich liebevoller Stimme ein-

geladen und zu ſich gerufen, indem er durch den Propheten ſpricht: „Höre, Tochter, ſchaue auf und neige dein Ohr! Vergiß dein Volk und das Haus deines Vaters! Denn der König hat Wohlgefallen an dir; Er iſt der Herr, dein Gott, und Ihn ſollſt du anbeten.“ Er, der Dich ſchon in Deiner Jugend gerufen hat, iſt es, der jetzt, in Deinem Alter durch Mühſeligkeiten und Trübſale die Geſtalt und Schönheit Deiner Seele mit allen Tugenden ſchmücken und auszieren will.“

„Sei daher, Geliebteſte, im Hinblicke auf das künftige Erbtheil im himmliſchen Vaterlande fröhlich in Hoffnung; ergreife bei allem Herzenleide und allen Schmerzen des Leibes den Schild des Glaubens und der Geduld. So wirſt du mit dem Beiſtande unſers Herrn Jeſu Chriſti jenen Thurm, von dem Er in einem Gleichniſſe redet, nämlich das Gebäude evangeliſcher Vollkommenheit, das Du in Deiner zarten Jugend angefangen haſt, in Deinem ehrwürdigen hohen Alter, zur Verherrlichung Gottes, vollends zu Stande bringen, und Du wirſt würdig erfunden werden, gleich den weiſen Jungfrauen dem Bräutigame, wenn Er kommt, eine reichlich mit Oel gefüllte, hell leuchtende Lampe in der Hand entgegen zu gehen.

„Uebrigens bitte ich Dich innigſt und dringendſt, Du wolleſt, was Du mir ſchon vor langer Zeit verſprochen haſt, für mich beten: der Herr unſer

göttlicher Erlöſer, und Heiland aller Menſchen wolle meine Seele aus den vielen Gefahren, die mir von allen Seiten drohen, erretten und mir verleihen, daß meine Bemühungen Früchte des Geiſtes bringen mögen!"

„Lebe wohl im Herrn!"

8. Bonifacius in Bayern.

Ehe wir Bonifacius nach Bayern begleiten, müſſen wir zuvor ſeiner zweiten und dritten Reiſe nach Rom, da die erſte ſchon etwas ausführlicher erzählt worden, noch kurz erwähnen.

Nachdem Bonifacius bereits unzählige Menſchen zum Glauben an Chriſtus gebracht und getauft hatte, und überall, wo er hinkam, ganze Schaaren Volkes die Verkündigung des Evangeliums mit Freuden aufgenommen hatten, ſtattete er dem Papſte Gregor II. in einem ausführlichen Schreiben darüber Bericht ab, und bat zugleich über die Einführung des Chriſtenthums unter heidniſche Völker um weitern Rath. Er ſendete mit dem Briefe einen ſeiner Jünger bis nach Rom; denn damals gab es noch nirgends eine Poſt. Der Pabſt war, ſowohl über die ſchriftlichen als mündlichen Nachrichten, hocherfreut, und lud den Bonifacius ein, ſelbſt nach Rom zu kommen, um ſich mit

ihm über eine ſo hochwichtige Angelegenheit münd- lich zu unterreden. Bonifacius machte, von eini- gen ſeiner Jünger und Freunden begleitet, die weite Reiſe. Der Pabſt weihte den Prieſter Bonifacius zum Biſchofe, damit er nun ſelbſt, aus der ihm verliehenen Vollmacht, Prieſter und Kirchen weihen könne. Bonifacius gelobte auf Verlangen des Pab- ſtes am Grabe des Apoſtels Petrus feierlich und eidlich an, daß er den heiligen katholiſchen Glau- ben treu und rein verkünden, und mit Gottes Gnade in der Glaubenseinheit der allgemeinen Kirche verharren wolle, in der alle Chriſten zum Heile gelangen können. Ein ſolcher Eid, alle Amtspflichten getreulich zu erfüllen, wird auch jetzt noch bei Uebernahme wichtiger Aemter, nicht nur der Kirche, ſondern auch des Staates, gefordert, was ganz der Ordnung gemäß iſt.

Nach dem Tode des Pabſtes Gregorius II. er- nannte Gregor der III. den Bonifacius zum Erz- biſchofe, jedoch zur Zeit noch ohne beſtimmten Wohnſitz. Bonifacius, der ihn noch nicht von An- geſicht kannte, reiste das dritte Mal nach Rom, und unterredete ſich mit ihm über Alles, was zur Förderung des chriſtlichen Lebens unter den deut- ſchen Völkern nothwendig war. Noch unter der Regierung dieſes Pabſtes kam Bonifacius nach Bayern. Als Gregor III. ſtarb, wurde Zacharias Pabſt. Bonifacius fand es nicht ausführbar, aber-

mal nach Rom zu reiſen, blieb aber mit dieſem heiligen Manne in einem beſtändigen Briefwechſel.

Lange ſchon, bevor Bonifacius nach Bayern kam, hatte die chriſtliche Religion da Eingang gefunden. Es gereicht den früheren Herzogen Bayerns, aus der Fürſtenfamilie der Agilolfinger, zum großen Ruhme, daß ſie Alles, was ſie konnten, gethan haben, das Chriſtenthum in ihrem Reiche einzuführen. Schon Garibald, der erſte bekannte Herzog Bayerns war, wie aus der Geſchichte ſeiner Tochter Theodolinde, der Königin der Longobarden erhellt, ein Chriſt. Herzog Theodo I. hatte eine große Hochachtung gegen den heiligen Emmeran, und hätte ſehr gewünſcht, ihn in ſeinem Lande zu behalten. Herzog Theodo II. berief den heiligen Rupert nach Bayern, und ſetzte ihn in den Stand, das Bisthum Salzburg zu errichten; eine eben ſo große Ehrerbietung und Willfährigkeit erzeigte er gegen den heiligen Corbinian. Herzog Grimoald bot Alles auf, Corbinian für ſein Land zu gewinnen; er übergab ihm die Kirche und die dazu gehörenden Gebäude zu Freyſing, nebſt vielen Gütern, dort ein Bisthum zu gründen. Herzog Hugibert that noch mehr für Corbinian und für das Bisthum Freyſing. Alles dieſes haben wir in der Geſchichte der heiligen Biſchöfe Emmeran, Rupert und Corbinian bereits ausführlicher gehört.

Als Bonifacius, zu Hugiberts großer Freude, nach Bayern kam, bekannte ſich zwar der größte Theil der Einwohner zur chriſtlichen Religion. Allein die Kenntniß dieſer Religion war bei vielen noch geringe, und viele derſelben hatten ſich von Irrlehrern zu Irrthümern verleiten laſſen. Bonifacius beſuchte viele chriſtliche Gemeinden, predigte überall, wo er hinkam, mit großem Eifer, ermahnte die Geiſtlichen und das Volk, und überzeigte ſie von der Richtigkeit der Irrlehren. So viel da noch zu beſſern geweſen wäre, ſo konnte damals Bonifacius hier doch nicht lange genug verweilen. Seine Gegenwart war in Heſſen und Thüringen höchſt nöthig, um das dort angefangene Werk zu vollenden.

Nach Hugiberts Tod, um das Jahr 737, gelangte Odilo zur herzoglichen Würde, und lud unverzüglich den heiligen Bonifacius ein, nach Bayern zu kommen, um dort die kirchlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ueber dieſe Einladung war Bonifacius ſehr erfreut, indem er ſchon längſt im Sinn gehabt, ſich noch einmal dahin zu begeben. Bei ſeiner Ankunft befand ſich nur mehr ein einziger Biſchof in Bayern Die heiligen Männer, Emmeran, Rupert und Corbinian waren ſchon längſt geſtorben. Bonifacius beſchloß, im Einverſtändniße mit dem Herzoge,

ganz Bayern in vier Bisthümer — Salzburg, Freyſingen, Regensburg und Paſſau einzutheilen.

Für Salzburg, das damals zu Bayern gehörte, wurde ein frommer und heiliger Mann, Namens Johannes, zum Biſchofe ernannt; für Freyſing ein Bruder des heiligen Corbinian, Namens Ehrenbrecht; für Regensburg, die alte Hauptſtadt des Landes, Geibalt; in Paſſau befand ſich bereits ein Biſchof, Namens Vivilo. Dieſer war ſchon früherhin Biſchof von Lorch und von dem Pabſte ſelbſt geweiht. Nachdem Lorch von den Hunnen zerſtört worden, hatte er ſeinen biſchöflichen Sitz nach Paſſau verlegt. Dieſer wurde als Biſchof von Paſſau anerkannt.

Dieſe Eintheilung Bayerns in vier Bisthümer mit beſtimmten Gränzen hatte die geſegnetſten Folgen. Die kirchliche Ordnung erhielt dadurch bis auf unſere Zeiten Feſtigkeit und Beſtand. Jeder Biſchof wußte, welche Pfarrgemeinden ihm unterworfen waren; jeder Pfarrer, woher er Anordnungen zu verlangen oder zu erwarten hatte. Die Biſchöfe ſelbſt lebten in Einheit mit einander und konnten deßhalb um ſo mehr und kräftiger auf das ihnen anvertraute Volk wirken. Früherhin war es ein großer, ſehr verderblicher Uebelſtand, daß viele weder geprüfte noch geweihte Eindringlinge ſich für Geiſtliche, ja ſogar einige für Biſchöfe ausgaben. Dieſes hörte jetzt auf. Dergleichen un-

wiſſende oder ungeſittete Menſchen konnten nun keinen Eingang mehr finden.

Zu dieſer und der folgenden Zeit wurden in Bayern bei dreißig Abteien und Klöſter des Benediktinerordens durch die Freigebigkeit Odilos und anderer Wohlthäter errichtet. Nicht nur Wälder wurden gelichtet, und Wüſten in fruchtbare Gegenden umgeſchaffen; das Licht des Evangeliums erleuchtete auch die Einwohner und ihre Sitten wurden milder. Es können hier nur einige der vorzüglichſten Klöſter genannt werden. Ober- und Nieder-Alteich, von den alten Eichenwäldern ſo genannt, ſtiftete Odilo ſelbſt; Altomünſter errichtete Alto, ein Prieſter aus Schottland und erſter Abt dieſes Kloſters; die drei Brüder Landfried, Waldram und Eliband und deren Schweſter Gailswinde, dieſe vier Enkel des Herzogs Theodoald, ſtifteten die ſieben Klöſter Benediktbeuren, Kochelſee, Schlehdorf, Staffelſee, Polling, Sandau, und Weſſobrun; Adelbert und Ottokar, nahe Anverwandte der vier genannten fürſtlichen Geſchwiſter, die Klöſter Tegernſee und Ilmünſter. Bonifacius weihte einige dieſer Kloſterkirchen ſelbſt ein; Odilos Nachfolger und viele Adelige haben die Beſitzungen der Klöſter noch ſehr vermehrt. Von welchem tiefen Gefühl für die Religion waren ſie durchdrungen, daß ſie ſo Vieles freudig hingaben, Frömmigkeit und Andacht zu befördern!

Das Kloſter Metten wurde viel ſpäter errichtet. Karl der Große begab ſich in dieſer Gegend, die damals noch ganz mit Wald bedeckt war, auf die Jagd. Durch Gottes Fügung traf er tief im Walde einen alten Einſiedler an, der in einer armen Hütte, zunächſt einem Brünnlein wohnte. Karl ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und erkannte in ihm einen erleuchteten, geiſtreichen Prieſter. Er hieß Utho, und war während des Krieges aus dem Dorfe, wo er Seelſorger geweſen, vertrieben worden, und hatte ſich hieher geflüchtet. Karl traf Anſtalten hier ein Kloſter zu erbauen und Utho wurde der erſte Abt desſelben. Seine Gebeine ruhen in der Kloſterkirche zu Metten.

9. Bonifacius errichtet Bisthümer für Franken, Thüringen und Heſſen.

Wie Bonifacius Bayern in vier Bisthümer eingetheilt hatte, ſo gründete er auch vier Bisthümer in Franken, Thüringen und Heſſen.

Unter dieſen Bisthümern verdient Würzburg zuerſt genannt zu werden. Hier hatte ſchon vor vielen Jahren der heilige Kilian das Evangelium verkündet und in Verkündigung desſelben ſein Blut vergoſſen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Früchte. Von jener Zeit an bekannten die Einwohner der Stadt ſich faſt alle zur Religion

Jeſu. Die heilige Irmina, eine Enkelin des Herzogs Goßbert, lebte auf der nahen Würzeburg, jetzt Marienburg genannt, als Vorſteherin eines kleinen Frauenkloſters. Ihr Vater Heden hatte die Kirche dabei erbaut. Auch in der Gegend um Würzburg befanden ſich ſchon viele chriſtliche Kirchen. Der heilige Burchard wurde von Bonifacius zum erſten Biſchofe von Würzburg geweiht.

Ein anderes Bisthum errichtete Bonifacius in Erfurt, damals ſchon einer nicht unbedeutenden Stadt, die aber meiſtens von Landleuten bewohnt wurde. Hier hatte Bonifacius ſchon vor einigen Jahren eine Kirche, die Marienkirche, erbaut. Dieſe Kirche wurde von ihm zur Cathedralkirche erhoben, und ein Prieſter, Namens Adelar, zum Biſchofe geweiht. Dieſes Bisthum wurde aber in der Folge, nachdem Bonifacius Erzbiſchof von Mainz geworden, mit Mainz vereinigt.

Auch zu Büraburg ſtiftete Bonifacius ein Bisthum. Dieſe kleine aber wohl befeſtigte Stadt auf einem ſteilen Berge diente den Chriſten zu einer Zufluchtsſtätte bei den Ueberfällen der heidniſchen Sachſen. Nahe dabei befand ſich die Stätte, wo Bonifacius die Donnereiche gefällt hatte; eben ſo Fritzlar, wo von Bonifacius ein ihm ſehr liebes Kloſter errichtet worden Zum Biſchofe weihte er Witta. Als die Zeiten ruhiger wurden, verlegte

der folgende Biſchof Megingoz den biſchöflichen Sitz nach Fritzlar. Als das Chriſtenthum ſich weiterhin nach Sachſen verbreitete, und das Bisthum Halberſtadt errichtet wurde, fand man ein beſonderes Bisthum für Fritzlar nicht mehr für nothwendig, und es hörte auf. Auch die kleine Bergſtadt Büraburg, wurde wegen der Steile des Berges und wegen Waſſermangels von den Einwohnern verlaſſen und beſtand nicht weiter. Nun ſteht an der Stelle der ehemaligen Stadt noch eine kleine Kapelle, die weit umher im Lande geſehen wird.

Noch ein Bisthum, das ſich ſo wie Würzburg ſeit eilf Jahrhunderten, bis auf unſere Zeiten erhalten hat, errichtete Bonifacius — das Bisthum Eichſtädt. Damals war dieſe Gegend, an dem Fluſſe Altmühl, ganz mit Eichenwäldern bedeckt, wüſt und unbewohnt. Nur ein kleines Kirchlein, die Marienkirche genannt, ſtand mitten im Walde. Bonifacius ließ die Waldungen aushauen, weihte in der Marienkirche den heiligen Willibald zum Biſchofe und ſo entſtanden das Bisthum und die Stadt Eichſtädt. Die Geſchichte des heiligen Willibald, des erſten Biſchofes zu Eichſtädt, wollen wir weiterhin hören.

10. Das Stift Fulda.

Nachdem Bonifacius von Friesland und den Ufern des Meeres bis an die Alpengebirge, das

Evangelium verkündiget, unzählige Kirchen und Klöſter errichtet, und in Franken, dem Innerſten Deutſchlands, ſo wie in Bayern mehrere Bisthümer zu Stande gebracht hatte: ſo reichten die Mitarbeiter, die mit ihm aus England gekommen, und auch diejenigen, die er ſpäter von daher berief, nicht mehr hin, in allen dieſen Ländern das Evangelium zu predigen und die heiligen Geheimniſſe der Religion Jeſu, die Sakramente auszuſpenden. Er war daher darauf bedacht, eine Anſtalt zu gründen, in welcher für ganz Deutſchland würdige Geiſtliche, ja ſelbſt Biſchöfe gebildet werden könnten.

Vor Allem ließ er nachforſchen, wo ſich ein geeigneter Platz hiezu finden möchte. Er dachte in den ungeheuren, weit verbreiteten Buchenwaldungen, Buchonien genannt, zwiſchen Franken, Heſſen, Thüringen und Bayern werde noch eine ganz unbewohnte Wildniß ſich befinden, in der ein großes Stift zu einer Unterrichts- und Erziehungsanſtalt errichtet werden könnte.

Unter ſeinen Jüngern hatte Bonifacius einen vorzüglich frommen, geiſtreichen jungen Mann aus Bayern, Sturmio genannt. Die reichen, adeligen Aeltern hatten ihn als einen noch zarten Jüngling dem Bonifacius anvertraut, und dieſer hatte ihn zur weitern Erziehung dem Abte Witbert in Fritzlar übergeben. Sturmio übertraf bald

an Wiſſenſchaft und Frömmigkeit alle Erwartungen. Dieſem ausgezeichneten Manne gab nun Bonifacius den Auftrag, einen ſolchen Ort ausfindig zu machen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen glaubte Sturmio eine ſolche Gegend an dem Fluſſe Fulda gefunden zu haben. Er meldete dieſes dem Bonifacius. Dieſer nahm die Gegend in Augenſchein, fand ſie ganz ſeinen Wünſchen gemäß, reiste zu dem Fürſten Karlmann, dem Sohne Karl Martells, und bat, ihm dieſe wüſte Gegend zu einer Wohnſtätte der Diener Chriſti zu überlaſſen. Karlmann gewährte die Bitte mit Freuden, und ließ ſogleich die Schenkungsurkunde ausfertigen. Sturmio reiste nun mit ſieben Gefährten hin, errichtete in Mitte der Wildniß ein Kreuz, und ließ dabei für ſich und ſeine Mitbrüder einige niedrige Zellen erbauen. Alle flehten, bei dem Kreuze knıend, zu Chriſtus, Er wolle ihr Unternehmen ſegnen. Alle legten Hand an, Bäume zu fällen, Geſträuche auszurotten, und einen freien Platz zur Erbauung einer Kirche herzuſtellen.

Bonifacius kam ihnen mit vielen Arbeitern zu Hülfe. Während nun eine Menge Hände unermüdet beſchäftigt waren, Ziegelhütten und Kalkgruben anzulegen, und die Mauern zu der Kirche und den umfaſſenden Kloſtergebäuden ſich aus der Erde erhoben, ſchickte Bonifacius den Sturmio, den er, zum Abte dieſes Kloſters beſtimmt hatte, nach

Italien, um die Klöſter dieſes Landes, damals die beſten Schulen der Frömmigkeit und der Wiſſenſchaft, beſonders aber das berühmte Kloſter auf dem Berge Caſſino, das der heilige Benedikt errichtet hatte, näher kennen zu lernen. Sturmio machte ſich ſowohl mit den Uebungen der Gottſeligkeit, als mit den Wiſſenſchaften und der Art und Weiſe ſie zu lehren, vertraut. Nach zwei Jahren kehrte er zurück und erſtattete über Alles, was er da geſehen und erlernt hatte, ausführlichen Bericht. Bonifacius war darüber hoch erfreut. Da das Stift indeſſen ſo weit fertig geworden war, daß ein Theil davon bewohnt werden konnte, ſo ſprach er zu Sturmio: „Wohlan, mein lieber Bruder, gehe hin, und richte das neue Kloſter Fulda nach den Vorbildern ein, die du geſehen haſt.“

Bonifacius ſelbſt kam öfters dahin, um nachzuſehen, wie Alles, was er wünſchte, und Sturmio erlernt hatte, in das Leben eingeführt werde. Das Stift Fulda wurde bald in ganz Deutſchland berühmt. Unzählige Jünglinge kamen dahin, ſich zu dem geiſtlichen Stande vorzubereiten; viele Söhne von Fürſten und Grafen, die ſich dem Staatsdienſte widmen wollten, erhielten da die nöthigen Vorkenntniſſe. Es iſt merkwürdig, daß aus den Zöglingen dieſes Stiftes, außer vielen würdigen Staatsdienern, eilf zur erzbiſchöflichen Würde und eben ſo viele zu Biſchöfen erhoben

wurden und überdies noch vierzehn Aebte daraus hervorgingen.

Bonifacius hatte aber, da nun einmal in dieſer Welt die ewigen Angelegenheiten des Menſchen vielfältig von zeitlichen Dingen abhängig ſind, auch noch für dieſe zu ſorgen. Er ließ den Boden, rings um das Stift zu Aeckern umbrechen, damit die Bewohner des Stiftes doch fürerſt Brod haben möchten. Er war darauf bedacht, daß Alles, was zur Nahrung und Kleidung nöthig war, dahier ſelbſt verfertigt werde. Er wußte alle Art Handwerker herbei zu ſchaffen. Es wurden Mühlen und Bäckereien errichtet; Tuch und Leder wurde da bereitet.

Aber nicht nur auf Handwerke dieſer Art war er bedacht; ſondern auch für die Künſte höherer Art, für Baukunſt, Mahlerei und Bildhauerkunſt. Viele wiſſenſchaftlich-gebildete, einſichtsvolle Männer des Kloſters verfaßten Schriften zum Unterrichte des deutſchen Volkes. Andere weniger Begabte beſchäftigten ſich unausgeſetzt damit, die heilige Schrift und die Schriften großer Kirchenlehrer abzuſchreiben; noch Andere verſtanden ſich blos darauf, die Anfangsbuchſtaben zierlich auszumalen. Viele ſchätzenswerthe Schriften des Alterthums, der Griechen und Römer, wären ohne dieſe Vorſorge für uns ganz verloren gegangen. Es iſt zu bewundern, wie viel Bonifacius, ein einziger Mann, gewirkt hat!

Die ganze Gegend um Fulda wurde nach und nach angebaut und urbar gemacht. Es wurden, wo fleißige Mönche das Feld bearbeiteten, Zellen errichtet; weiterhin wurde immer mehr waldiger Boden ausgerodet; wo, in noch weiterer Entfernung ſich bereits freieres Feld befand, wurde der Ackerbau immer noch mehr in Aufnahme gebracht. Es iſt eine ſehr treffende Bemerkung, daß die nächſten Orte um Fulda noch immer den Namen Zelle tragen, als Bonifaciuszell, Edelzell, Pilgerzell und noch viele andere; daß eben ſo viele Dörfer von dem Worte Roden, die Namen Ober-Mittel und Niederroden führen; weiterhin aber den Beiſatz Feld führen, als die Dörfer Ebersfeld, Gersfeld, Mohr-Wüſte- und Marsfeld.

Wie in der weiten Gegend rings um das Stift durch die Bemühungen des heiligen Bonifacius eine Menge von Dörfern entſtanden war, ſo hatte ihm auch die Stadt Fulda ihre Entſtehung zu danken. Das Stift war nicht nur eine hohe Schule der Frömmigkeit, der Wiſſenſchaft und Künſte; es war auch eine Schule der Landwirthſchaft und der ſtädtiſchen Gewerbe. Was das Kloſter Caſſino für Italien, St. Gallen für die Schweiz und einen Theil von Deutſchland geworden, das wurde die Abtei Fulda für ganz Deutſchland, ja gegenwärtig iſt ſie zu einem Bisthume erhoben.

Bonifacius, der bisher keinen beſtimmten erz-

biſchöflichen Sitz gehabt hatte, wurde, ohnerachtet ſeines Widerſtrebens, nach dem allgemeinen Verlangen der Geiſtlichkeit und der Fürſten, und nach dem Wunſche des Pabſtes Erzbiſchof zu Mainz. Dadurch erhielten die kirchlichen Angelegenheiten Deutſchlands eine feſte Ordnung. Die Pfarrer einzelner Städte und Dörfer kamen mit ihren Biſchöfen, die Biſchöfe mit ihrem Erzbiſchofe, ſo wie der Erzbiſchof mit dem oberſten Biſchofe zu Rom in die unumgänglich nöthige Gemeinſchaft.

11. Des heiligen Erzbiſchofes Bonifacius letzte Reiſe nach Friesland.

Bonifacius hatte die Freude, nicht vergebens gearbeitet zu haben. Sein großes Erzbisthum war in der beſten Ordnung; der ausgeſtreute Samen des göttlichen Wortes trug reichliche Früchte. Der müde Arbeiter hätte nun nach ſo vielen Arbeiten und Mühеſeligkeiten als Erzbiſchof zu Mainz eine ehrenvolle Ruhe genießen können. Allein der apoſtoliſche Mann voll Glaubens und voll Liebe war höher geſinnt. Die Frieſen, denen er ſchon vor langer Zeit das Evangelium gepredigt hatte, von denen er aber dem Leibe nach ſchon ſo viele Jahre getrennt war, blieben ſeinem Geiſte noch immer gegenwärtig. Er wollte ſein angefangenes Werk in Friesland vollenden, Diejenigen, die vom Glauben abgewichen und auf Abwege gerathen, wieder auf

den rechten Weg bringen und auch den noch übrigen vielen Heiden das Evangelium verkünden. Er brannte vor Begierde, auch dieſe Seelen Gott zu gewinnen.

Er ſah es im Geiſte voraus, daß er von dieſer Reiſe nicht mehr nach Mainz zurückkehren werde. Sein hohes Alter, von mehr als ſiebenzig Jahren, und noch mehr ein gewiſſes Vorgefühl ſeines nahen Todes bewog ihn, gleich einem ſterbenden Vater für alle, die ihm anvertraut waren, Vorſorge zu treffen und die Angelegenheiten des Erzbisthums ſicher zu ſtellen.

Mit Genehmigung des Pabſtes übergab er ſein Hirtenamt ſeinem Jünger und Freunde Lullo, der bereits zu ſeinem Nachfolger beſtimmt war, und auf deſſen bewährte Treue er ſich verlaſſen konnte. Er empfahl daher den Lullo und alle Prieſter und Mönche, in einem ſehr rührenden Schreiben an den Abt Kulbert, der Gnade des Königs Pipin, des Sohnes Karl Martells und des Bruders Carlmanns, der die Regierung aufgab und in ein Kloſter ging Er ſprach von ſeinem nahen Tode und bat, der König wolle den Lullo, dem er das beſte Zeugniß gab, als Erzbiſchof anerkennen, und den Prieſtern und Mönchen, die im Dienſte der Kirche und zum Beſten des Volkes arbeiten, ein hinreichendes Einkommen ſichern. „Beinahe Alle, ſchrieb er unter Anderm, ſind in dieſem Lande

fremd. Einige ſind Prieſter und ſind an vielen Ortſchaften zum Beſten des Volkes in Pfarrämtern angeſtellt; andere ſind Mönche, die in kleinen Klöſtern wohnen, und die Kinder unterrichten; andere, die lange Zeit mit mir gelebt und gearbeitet und mir Hülfe geleiſtet haben, ſind bereits ſehr alt. Wegen dieſen allen bin ich nun ſehr bekümmert, ſie möchten nach meinem Tode nicht mehr beſtehen können. Ich wünſche daher ſehnlich, der König wolle ſie in ſeinen Schutz nehmen, und für ſie ſorgen, damit ſie nicht ſeyen wie Schafe, die keinen Hirten haben, und damit die Völker, beſonders diejenigen, die an den Grenzen der Heiden wohnen, den Glauben an Jeſus Chriſtus nicht verlieren, und nicht um das Geſetz Chriſti kommen. Was mich noch beſonders zu dieſer Bitte bewegt, iſt dieſes, daß jene Prieſter, die an den heidniſchen Grenzen wohnen, ein ſehr armſeliges Leben führen. Brod, ſich ſatt zu eſſen, können ſie dort noch erwerben; allein Kleider, ſich damit zu bedecken, vermögen ſie ſich nicht anzuſchaffen. Es iſt alſo nothwendig, daß ſie, auf die Art, wie ich bisher ſie unterſtützte, anderswoher Hülfe und Unterſtützung erhalten — wenn ſie es in dieſen rauhen Ländern, zum Beſten der Bewohner, ſollen aushalten können. Wenn nun die zärtliche Liebe Chriſti dich dringen wird, dieſe meine Bitte dem Könige vorzutragen und er ſie gewährt, ſo

ſey doch ſo gütig, es mir ſogleich durch dieſen meinen Boten, mündlich oder mit einigen freundlichen Buchſtaben ſchriftlich zu wiſſen zu machen, damit ich um ſo getroſter und freudiger leben — oder ſterben möge."

Nachdem der König den Lullo als Nachfolger des Bonifacius und Erzbiſchof von Mainz beſtätiget, und auch in Hinſicht der übrigen Geiſtlichen die tröſtlichſte Zuſicherung gegeben hatte, verſammelte Bonifacius die Fürſten des Landes und die Geiſtlichkeit, und ſtellte ihnen den neuen Erzbiſchof vor. Er ermahnte ſie, indem er den Lullo bei der Hand faßte, ihm als ihrem Vater in geiſtlichen Sachen zu gehorſamen und in allen vorfallenden Nöthen ihm beizuſtehen. „Du aber, mein liebſter Sohn, ſprach er zu Lullo, trage Sorge für die Seelen, die dir anvertraut ſind, und bewahre das Volk vor Abwegen — vor Irrthum und Sünde.

Nachdem Bonifacius ſo alle ſeine Pflichten erfüllt und alles wohl beſtellt hatte, ſchickte er ſich zu ſeiner Abreiſe an. Er ſprach zu Lullo und den verſammelten Geiſtlichen: „Die Zeit, daß wir, für dieſe Welt, auf immer von einander ſcheiden, iſt da. Ich ziehe nun hin, wohin mich die Gnade Gottes führen wird Beſorgt mir alles Dasjenige, was ich auf der Reiſe nothwendig haben werde — und legt zu den Büchern, die ich mitnehme, auch ein Stück Leinwand in die Kiſte, damit man dieſen abgelebten Leib nach meinem Tode darein

wickeln könne. Vollendet auch den angefangenen Bau der Kirche, in meinem Kloſter Fulda, und laßt meinen Leib, ich möge nun ſterben, wo immer es Gottes Wille ſeyn wird, dort begraben.“ Dieſe Worte gingen Lullo tief in das Herz und er vergoß aus Uebermaß des Schmerzens einen Strom von Thränen; auch alle Andere, die zugegen waren, weinten. Indeß beſorgten ſie, ſo hart es ihnen ankam, alles getreulich, was zur Reiſe nöthig war.

Wenige Tage nachher beſtieg Bonifacius ein Schiff auf dem Rhein. Die würdigen Männer, die er ſich zu Reiſegefährten und zu Mitarbeitern in Verkündigung des Evangeliums auserwählt hatte, waren der Weihbiſchof Loban, die drei Prieſter Winburg, Walther und Adalher; die drei Diakonen Skirbold, Hamant und Boßo, und die Mönche Wacker, Gündelar und Adolph. Außer dieſen hatte er noch die nöthigen Diener und Schiffsknechte bei ſich. So fuhren Sie, alle Ein Herz und Eine Seele, den Rhein hinab, und kamen nach vielen Gefahren und Beſchwerden, die ſie zu Waſſer und zu Land an den unwirthbaren Ufern ausgeſtanden hatten, über den See Almer, oder Elmer, glücklich und geſund in dem waſſerreichen Lande der Frieſen an.

Bonifacius begrüßte das Land, als er es erblickte, und an das Ufer ſtieg, mit heiliger Freude,

Er und ſeine Gefährten zogen nun überall umher und predigten das Wort des Herrn mit großer Zuverſicht. Es gab da noch keine Kirchen; ſie predigten, wie ehemals Chriſtus, unter freiem Himmel, auf Bergen und an den Ufern der Flüſſe. Die Gnade, die der Herr dieſen ſeinen Dienern verlieh, war ſo groß, daß in kurzer Zeit viele tauſend Männer, Weiber und Kinder von ihm und ſeinen Mitarbeitern getauft werden konnten. Die Erweckung war an vielen Orten allgemein; überall fing man an, die Denkmale des Götzendienſtes zu zerſtören und chriſtliche Kirchen zu erbauen.

12. Martyrtod des heiligen Bonifacius.

Als Bonifacius und ſeine Gefährten nun Friesland durchwandert und weit umher geprediget und getauft hatten, kamen ſie an den Fluß Bordne, der damals die Gränze zwiſchen Oſt- und Weſt-Friesland ausmachte, wieder zuſammen. Bonifacius ließ hier die Zelten aufſchlagen. Es war nun die Zeit des Pfingſtfeſtes. Er hatte im Sinne, die Gläubigen, die bereits getauft waren, durch Auflegung der biſchöflichen Hände zu konfirmiren, oder wie wir im Deutſchen kürzer ſagen, ſie zu firmen. Die Biſchöfe hatten ſchon damals die Ausſpendung dieſes heiligen Sakramentes ſich vorbehalten, um alle Gläubigen von Angeſicht kennen zu lernen, Diejenigen, bei denen es nöthig erachtet wurde,

zu prüfen, ſie durch heilſame Ermahnungen zu ſtärken, und jedem ein Wort an das Herz zu reden. Dieſer feſtliche Tag der Confirmation oder Firmung war dem Volke allgemein bekannt gemacht. Bonifacius wollte die heilige Handlung unter freiem Himmel in der Ebene von Dokum vornehmen.

Dieſer Tag brach jetzt an. Bonifacius und ſeine Geiſtlichen befanden ſich in ihren Zelten, um ſich mit Gebet auf dieſen feierlichen Tag vorzubereiten. Als aber die Sonne bereits aufgegangen war — da kamen nicht die neuen Gläubigen, ſondern Schaaren wilder Heiden, die mit Spießen, Schwertern und Schilden bewaffnet waren. Mit furchtbarem Geſchrei ſchwangen ſie die Waffen, die in der Morgenſonne blitzten und gingen auf die Zelte der frommen Männer los. Die Diener griffen ſogleich nach den Waffen, die nur zur Abwehr wilder Thiere beſtimmt waren, und wollten ihren geliebten Vater Bonifacius und ſeine Geiſtlichen gegen dieſe wüthenden Menſchen vertheidigen.

Als Bonifacius das Geſchrei und das Getöſe der Waffen hörte, trat er aus ſeinem Zelte hervor. Seine Geiſtlichen ſammelten ſich um ihn. Er wehrte vor allem den Dienern, die den Feind ſchlagfertig erwarteten, ab. „Kinder! rief er, fechtet nicht, vergießt nicht das Blut eurer Feinde. Gedenkt an die Worte der heiligen Schrift, daß wir nicht Böſes mit Böſem, ſondern vielmehr das Böſe

mit Gutem vergelten ſollen. Heut iſt der Tag, nach dem ich mich lange geſehnt habe; jetzt iſt die Stunde, in der ich aus dieſem müheſeligen, jammervollen Leben in die ewigen Freuden abgerufen werde. Warum wollet ihr mir wehren, dieſes Heiles theilhaftig zu werden; warum mich von dieſer Herrlichkeit zurück halten? Seyd vielmehr ſtark im Herrn, und laßt es geſchehen, daß ich die Krone der Herrlichkeit, die mir ſeine Gnade jetzt anbietet, dankbar annehme. Vertraut auf den Herrn. Er will uns jetzt mit Einem Mal von allen Gefahren dieſes Lebens befreien.“

Nachdem Bonifacius die Diener beſänftiget und zur Ruhe gebracht hatte, wandte er ſich zu den Geiſtlichen die ihn umgaben. „Ihr aber, meine liebſten Brüder, ſprach er mit gerührter Stimme, wenn je Liebe zu Gott in eurem Herzen iſt, wenn ihr je meiner Ermahnungen noch ein wenig gedenket — ſo zeiget es jetzt in dieſer Stunde. Erinnert euch an die Worte unſers Erlöſers: Fürchtet die nicht, die nur den Leib, die Seele aber nicht tödten können. Laßt die Hoffnung auf Gott euch einen feſten Anker ſeyn! Er will euch anſtatt dieſes vergänglichen Lebens jetzt das ewige Leben geben! Er will euch jetzt zu Mitgenoſſen der Seligen im Himmel annehmen. O ich bitte euch, bringt euch jetzt wegen weniger ſchnell vorüber eilenden, flüchtigen Augenblicke nicht ſelbſt für im-

mer um die Siegskrone des langwierigen Kampfes, den ihr ſo viele Jahre mit unüberwindlicher Seele ſiegreich beſtanden habt. Achtet die Drohungen dieſer Heiden nicht, ſo wie ihr bisher ihre verführeriſchen Schmeicheleien verachtet habt. Seyd ſtandhaft! Seyd Männer — ſterbt aus Liebe zu Dem, der aus Liebe zu uns geſtorben iſt. So werdet ihr bei ihm ewige Freude haben."

Kaum hatte er dieſe Worte vollendet, ſo ſank er blutend unter den Schwertſtreichen und Lanzenſtichen ſeiner Mörder — und ſeine Mitarbeiter mit ihm. Wie ſie mit ihm alle Arbeiten in Verkündigung des Evangeliums getheilt hatten, ſo wurden ſie mit ihm auch der Martyrpalme theilhaft.

Den Mördern folgte aber die Strafe Gottes auf dem Fuße. Nach vollbrachtem Morde fielen ſie über die Zelten und Schiffe her, ſie zu plündern. Sie fanden einige Lebensmittel, ein angebrochenes Fäßchen Wein, den die frommen Männer, vorzüglich wegen des heiligen Opfers, mit ſich führten, und eine ſchwere Kiſte. Gierig und unter lautem Jauchzen ſoffen die Räuber zuerſt den Wein. Während des Saufens fingen ſie einen Streit an über die Schätze von Gold und Silber, die ſie in der Kiſte vermutheten; berauſcht vom Weine theilten ſie ſich in zwei Haufen und es erhob ſich ein blutiger Kampf. Mit den nämlichen Waffen, mit denen ſie die heiligen Martyrer getödtet hatten, und die

noch von deren Blute gefärbt waren, fingen ſie an, einander ſelbſt zu ermorden. Viele wurden zur Erde hingeſtreckt und blieben todt auf dem Platze liegen, auf dem ſie das Blut der Heiligen vergoſſen hatten. Endlich nahm der eine Haufen die Flucht, und der andere bemächtigte ſich der Kiſte. Allein anſtatt des gehofften Goldes und Silbers fanden ſie die heiligen Schriften, auch andere erbauliche Bücher. Sie geriethen über ihre vereitelte Hoffnung aufs neue in ihre gewohnte Wuth, und ſchleuderten die Bücher, mit denen dieſe Barbaren nichts anzufangen wußten, in Pfützen und Moräſte und zogen voll Verdruſſes wieder davon. Die Diener des heiligen Mannes, die entronnen waren, brachten die traurige Nachricht von der Ermordung ihres geliebten Lehrers und Vaters und ſeiner Gefährten, den neubekehrten Chriſten. Alle wurden höchſt beſtürzt. Schrecken, Entſetzen und lauter Jammer erfüllte das ganze Land. Weiber und Kinder weinten. Die ſtreitbaren Männer aber griffen zu den Waffen, und ehe drei Tage vergingen, brachen ſie mit einem ſtarken Kriegsheere in das Land der Heiden ein, und forderten ſie auf, die Mörder auszuliefern. Allein die Heiden brachten eilends ein Heer zuſammen, ſetzten ſich, anſtatt die Mörder zur verdienten Strafe heraus zu geben, zur Gegenwehr, wurden aber mit großem Verluſt in die Flucht geſchlagen. Die Sie-

ger nahmen ihnen nun noch alles, was ſie im Vermögen hatten, und zogen mit der Beute davon. Obwohl dieſe Art von Rache mehr der noch rauhen wilden Gemüthsart dieſer neubekehrten Völker, als dem milden Sinne ihres frommen Lehrers gemäß war, ſo war dieſe blutige Niederlage und die Plünderung dennoch für die Heiden eine von Gott verhängte wohl verdiente Strafe ihrer Mordluſt und Raubgier; und die Chriſten legten wenigſtens dadurch einen Beweis ab, wie ſehr ſie den Bonifacius als ihren Freund und Wohlthäter zu ſchätzen wußten.

Die Chriſten ſammelten die zerſtreuten Bücher wieder; manche wurden erſt nach einiger Zeit, jedoch noch unverſehrt und brauchbar, wieder gefunden. Unter dieſen iſt beſonders das Evangelienbuch merkwürdig, das Bonifacius aus Andacht immer bei ſich trug, und auch als er ermordet wurde, in der Hand hielt. Es war von einem Schwerte in der Mitte geſpalten, doch zur großen Freude der Gläubigen nur ſo, daß kein Buchſtabe ausgetilgt oder unleſerlich geworden. Dieſes Evangelium wurde als ein ehrwürdiges Denkmal des heiligen Mannes auch in den folgenden Zeiten aufbewahrt, ja die Chriſten glaubten ein wundervolles Sinnbild daran zu erblicken, daß dem Evangelium das Schwert nichts anhaben könne.

Der entſeelte Leichnam des heiligen Mannes

wurde zuerſt nach Utrecht, dann nach Mainz und endlich nach Fulda gebracht. Beſtändig wurde er unterwegs von Schaaren chriſtlichen Volkes begleitet, die unter unzähligen Thränen die Litaneyen beteten, oder Pſalmen und chriſtliche Lieder ſangen. Wie eine Volksſchaar eine Strecke weit mitgezogen war, ſo kamen immer neue Schaaren, lösten ſie ab, und traten anſtatt ihrer ein. An vielen Stellen, wo man mit dem Leichname übernachtete, oder auch nur Halt gemachte hatte, wurden in der Folge Kirchen oder Kapellen zu ſeinem Andenken erbaut. Die Rührung war unbeſchreiblich; die Deutſchen betrachteten ſeinen Tod als einen großen und unerſetzlichen Verluſt für ganz Deutſchland. Der Leichnam wurde endlich in der Kloſterkirche zu Fulda, wie es der heilige Mann in ſeinem Leben verlangt hatte, von ſeinem getreuen Lehrjünger Lullo, unter dem Zuſammenſtrömen einer großen Menge Volkes, zur Erde beſtattet.

Der Tag an dem Bonifacius, in einem Alter von 75. Jahren, den Martyrtod litt, war der 5. Junius im Jahre 755 nach Chriſti Geburt.

VII.

Der heilige Gregorius.

Als Bonifacius auf ſeiner Reiſe von Friesland nach Heſſen und Thüringen in die Gegend von Trier gekommen war, beſuchte er das Frauenkloſter Pfalzel, das, wenige Stunden von Trier entfernt, an der Moſel lag. Das Kloſter war wegen heller Erkenntniß der chriſtlichen Religion, wahrer Frömmigkeit und ſtreng eingehaltener klöſterlicher Ordnung weit berühmt. Die Äbtiſſin, Namens Adela oder Addula, war eine Tochter des Königs Dagobert, alſo eine königliche Prinzeſſin, und, was noch vielmehr iſt, eine ſehr ehrwürdige nnd gottesfürchtige Frau. Sie war in jüngern Jahren vermählt geweſen, und erſt als Wittwe in das Kloſter getreten. Unter ihrer Leitung kam dieſes Kloſter noch mehr in Aufnahme. Viele Fräulein edler Abkunft wurden da erzogen. Bonifacius wollte dieſes berühmte Kloſter näher kennen lernen, um unter den Völkern, die er zum Glauben an Chriſtus bekehren wollte, ähnliche Anſtalten zu errichten.

Wiewohl Bonifacius nur ein armer Pilger, und ſein Name hier zu Land noch unbekannt war, wurde

er dennoch ſehr freundlich aufgenommen. Man hielt ſich in dem Kloſter an das Wort Jeſu: „Ich war fremd, und ihr habt Mich beherberget.“ — Am frühen Morgen las Bonifacius die heilige Meſſe, begab ſich dann zur Äbtiſſin, und unterredete ſich mit ihr über die ganze Einrichtung ihres Kloſters. Sie lud ihn ein, mit ihr und ſämmtlichen Kloſterfrauen zu Mittag zu ſpeiſen. Es war damals, wie auch noch jetzt, in den Klöſtern Sitte, während der Tiſchzeit ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorzuleſen, damit ſo die Mahlzeit geheiligt und nicht nur der Leib, ſondern auch der Geiſt genährt werde.

Gregor, ein Jüngling oder vielmehr noch ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, ein Enkel der Äbtiſſin befand ſich eben auf Beſuch bei dieſer ſeiner Großmutter. Sie hatte ihm aufgetragen, bei Tiſche vorzuleſen. Er las, nachdem Bonifacius ihm zuvor den Segen ertheilte, mit großem Eifer und Nachdrucke. Bonifacius bemerkte die trefflichen Geiſtesgaben des Knaben mit Wohlgefallen und ſprach zu ihm: „Du kannſt ſchon recht gut leſen, mein Sohn; ſage mir aber, verſtehſt du auch, was du geleſen haſt.“ Der Knabe meinte in jugendlicher Zuverſicht, Alles recht wohl zu verſtehen. „Nun, ſprach Bonifacius, ſo ſage mir einmal, mein Sohn, wie verſtehſt du das, was du geleſen haſt, und was denkſt du dabei?“ Der Knabe fing an, das

Geleſene wörtlich zu wiederholen. Allein Bonifacius unterbrach ihn und ſagte: „Ich meine nicht ſo; ich will, daß du mit deinen eigenen Worten, und gerade ſo, wie du mit deinen Aeltern zu reden pflegſt, mir ſageſt, was du eben geleſen." Der Knabe geſtand, das könne er nicht. Bonifacius fragte ihn: „Willſt du, daß ich es dir ſage." Der Knabe ſagte, er wünſche es, und Bonifacius hieß ihn nun die Stelle der heiligen Schrift noch einmal und recht langſam leſen, und hielt dann, vor der Aebtiſſin und allen Kloſterfrauen über den Inhalt der geleſenen Schriftſtellen eine Predigt, mit ſo viel Geiſt und einem ſolchen Feuer der Beredſamkeit, daß alle die ihm zuhörten, erſtaunten, der junge Gregor aber wunderbar davon ergriffen wurde, und ſich wie in ein neues Leben verſetzt fühlte. Noch in derſelben Stunde, in der Bonifacius ſeine Rede geendet, eilte der junge Gregor zu ſeiner Großmutter, der Aebtiſſin, und bat ſie, ihn mit dem Manne ziehen zu laſſen. Er wolle, ſagte er, deſſen Schüler werden, um von ihm in der heiligen Schrift unterrichtet zu werden. Die Großmutter, die ihren Enkel zärtlich liebte, wollte dieſes nicht zugeben. Sie ſagte unter Anderm, daß er den fremden Mann das erſte Mal ſehe, ihn nicht näher kenne und nicht einmal wiſſe, wohin er ziehe. Allein der Knabe ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, und ſagte endlich: „Wenn du mir kein Pferd

giebſt, mit ihm zu reiten, ſo werde ich ihm — zweifle nicht — zu Fuße nachlaufen.“

Als Addula, die Großmutter, die eben ſo weiſe als fromm war, ſah, daß der Entſchluß ihres Enkels, ein Schüler des frommen Lehrers zu werden, unerſchütterlich feſt ſtehe, ſo erkannte ſie, dieſer mächtige Zug dem geiſtreichen fremden Manne zu folgen, komme von Oben. Sie ſelbſt war ja von den Reden des Mannes innig gerührt, und konnte nicht zweifeln, Gott ſey mit ihm. Sie dachte daran, daß die erſten Jünger Jeſu auf deſſen Wort ihre Netze verließen und Jeſu nachfolgten; ſie war überzeugt, Bonifacius ſpreche aus jenem Geiſte, und ihr Enkel verlange ja nur, das zu thun, was die Jünger Jeſu, Alles verlaſſend, gethan haben. Ihre Liebe zu Gott ſiegte über ihre natürliche Liebe zu ihrem Enkel. Sie gewährte die Bitte ihres Enkels, gab ihm Diener und Pferde, und der neue Schüler zog freudig mit ſeinem Lehrer.

Es war etwas Großes, daß der jugendliche Gregor, von königlicher Abkunft, in Reichthum und Ueberfluß erzogen, dieſes Alles, ja Vaterland, Aeltern und Freunde verließ, um einem armen, fremden Manne, der nichts hatte, in dem aber Gottes Geiſt war, zu folgen; und daß er die unſäglichen Mühſeligkeiten, die Bonifacius in Heſſen und Thüringen auszuſtehen hatte, Armuth, Hunger und Verfolgungen von Feinden willig und ohne Klage

mit ihm übertrug. Er begleitete ihn auf ſeiner weiten Reiſe nach Rom, war Zeuge, wie Bonifacius dort von dem Pabſte zum Biſchofe eingeweiht wurde, und war unter vielem Andern in Rom bemüht, außer den heiligen Schriften noch viele geiſtreiche Bücher der Kirchenlehrer ſich zu verſchaffen, und brachte ſie mit nach Deutſchland.

Gregor blieb einer der allertreueſten Jünger und Mitarbeiter ſeines Lehrers Bonifacius; in Folge der Zeit wurde er Abt zu Utrecht. Es ſammelten ſich viele Jünger aus den umliegenden und aus entfernten Ländern um ihn — aus Frankreich und England, aus Friesland und Sachſen, aus Bayern und Schwaben. Viele aus ihnen waren von adeliger Abkunft, andere von gemeinem Stande. Allein alle nahm er, als von Gott ihm zugeſandt, mit gleicher Liebe auf und wies auch den geringſten nicht zurück. Er lebte in ihrer Mitte wie ein liebevoller Vater unter ſeinen Söhnen, und lehrte und erzog ſie. Er nährte ſie mit der geiſtigen Nahrung des göttlichen Wortes, und eben ſo willfährig mit leiblicher Nahrung, die er herbei ſchaffte und den ärmern unter ihnen ſchenkte; er war immer dafür beſorgt, daß keinem etwas abgehe. Er war ſo von göttlicher Liebe gegen ſie durchdrungen, daß er ſchon mit Anbruch des Morgens in ihrer Mitte ſaß, ſie zu lehren; jeden Einzelnen, der ihn etwas zu fragen oder ihm zu klagen hatte, hörte er

beſonders an, und belehrte und tröſtete ihn Viele aus ſeinen Jüngern waren von ſo reichen Gemüthsgaben, daß ſie zur biſchöflichen Würde erhoben wurden; andere, nicht weniger gelehrt und tugendhaft, die zu keinen ſolchen hohen Stellen gelangten, waren dennoch an Verdienſten, an Erkenntniß und Liebe Gottes eben ſo ausgezeichnet.

Wie Gregor ſeine Jünger mit geiſtreichen Worten belehrte, ſo war auch ſein Beiſpiel eine beſtändige Lehre für ſie. In ſeinem ganzen Betragen erblickte man Vorbilder aller Tugenden.

Einer ſeiner Jünger, der ihn genau kannte, ſchilderte ihn auf folgende Weiſe: „Er war ganz frei von aller Anhänglichkeit an die Güter der Erde und ſein Herz war rein von allem Eigennutz. Von ihm konnte man mit Wahrheit ſagen: „Er ging dem Golde nicht nach und ſetzte ſein Vertrauen nicht auf Geld und Gut; ſeine Beſitzthümer waren in Gott geſichert; indem er reichlich Almoſen gab und die ganze Gemeinde der Heiligen ſeine Wohlthätigkeit rühmte.“ Er hat die Wahrheit der Worte wohl erkannt und ſie ſeinem Gemüthe tief eingeprägt: „Die Habſucht iſt eine Wurzel aller Uebel.“ Er ſcheute davor zurück, wie vor einem jähen, tiefen Abgrunde, und nahm ſich in Allem wohl davor in Acht. Wie geldgierige, geizige Menſchen, denen ihre Seele für Geld feil iſt, in beſtändiger Furcht leben, ihren zeitlichen Gewinn

zu verlieren, ſo fürchtete ſich der heilige Mann, durch das Hinterlegen und Aufbewahren irdiſcher Güter die himmliſchen zu verlieren. Sobald er etwas Gold oder Silber in die Hand bekam, worüber er frei verfügen konnte, ſo war er ſogleich darauf bedacht, es zum Beſten ſeiner Mitmenſchen zu verwenden, und es unter Arme und Dürftige zu vertheilen. Er befolgte genau den Ausſpruch des Evangeliums: „Sammelt euch Schätze für den Himmel, wo Roſt und Motten ſie nicht verzehren, und die Diebe nicht einbrechen und ſie ſtehlen können.“

Da ſein ganzer Sinn und all ſein Verlangen auf das Himmliſche gerichtet war, ſo hatte das Irdiſche, von dem ſich ſo viele Menſchen in dieſer Welt verführen laſſen, keine Reize für ihn, und konnte ihm nicht gefährlich oder ſchädlich werden. Wie der wahrhaft demüthige und genügſame Abt, immer nur auf das Ewige bedacht, ſich von zeitlichen Dingen ganz und gar nicht beunruhigen ließ, zeigte all ſein Thun und Laſſen. Er vermied in Kleidung und Nahrung alles Ueberflüſſige; in ſeinen Reden fand ſich keine Spur von Selbſtlob und Verkleinerung Anderer. Er war um nichts beſſer gekleidet, als ſeine Mitbrüder und begnügte ſich mit eben derſelben Koſt. So lehrte er nicht blos mit Worten, ſondern durch die That. Er hatte aus den Worten des Apoſtels Petrus ge-

lernt: Nicht das Aeußere des Menſchen, nicht Goldſchmuck und Kleiderpracht, ſondern nur das Innere, ein unwandelbar reines Herz, ein ſtiller ſanfter Geiſt haben vor Gott einen Werth. Er hielt ſich an die Worte des Apoſtels Paulus: „Das Reich Gottes beſteht nicht in Speis und Trank, ſondern in Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geiſte.“

Er trank, der Worte des Apoſtels Paulus eingedenk, nur wenig Wein und vermiſchte dieſen noch mit Waſſer. Mit großem Nachdrucke warnte er alle ſeine Untergebenen vor dem Laſter der Trunkenheit, und forderte ſie auf, ſich davor zu hüten und es zu ſcheuen, wie den Abgrund der Hölle.

Die Worte, die einſt der Herr zu dem Propheten Jeremias geſprochen hat: „Ich habe dich geſetzt, daß du ausreißeſt und niederreißeſt“ pflegte er auf ſich und ſeine Zuhörer anzuwenden. Unſer Geſchäft auf Erden ſoll ſeyn, ſagte er, aus unſern Herzen alle Neigungen zu Sünden und Laſtern auszureißen und rein auszurotten, weil ſonſt darin Frömmigkeit und Tugend nicht aufblühen, wachſen und gedeihen können; niederreißen — zerſtören müſſen wir alles Böſe in uns, wie man ein altes ſchadhaftes Haus abbricht, weil ſonſt das neue Gebäude wahrer Frömmigkeit und Gottſeligkeit nicht aufgeführt werden kann.

Es war ihm eine wahre Herzensangelegenheit, in ſeinen Jüngern und ſeinen Zuhörern eine rechte Sehnſucht und ein inniges Verlangen nach dem Himmel zu erwecken, und es dahin zu bringen, daß alle himmliſch geſinnt würden. Er ſchloß daher ſeine Anreden und Predigten gewöhnlich mit den Worten: Was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, und was in kein Menſchenherz gekommen iſt, hat Gott denjenigen bereitet die Ihn lieben."

Unter allen Tugenden, von denen er ſprach, ermahnte er am nachdrücklichſten zur Wohlthätigkeit gegen Arme. Er ſelbſt war zugleich das ſchönſte Beiſpiel dieſer Tugend. So wie er ſelbſt durchaus nichts von Gold und Silber beſaß, ſo wollte er, auch Keiner in ſeinem Kloſter ſolle etwas davon beſitzen; nur die Gefäße zum Altardienſte nahm er davon aus, ſo lange es die Noth der Armen nicht erfordern würde, auch dieſe zu ihrem Beſten zu verwenden. Ja von Allem, was er hatte, theilte er den Armen mit; auch Alles, was er von ſeinem Tiſche nur immer erübrigen und am Munde erſparen konnte, ſchickte er ihnen. Er gedachte der Worte, die der Herr bei einer Mahlzeit geſagt hat: „Gebt von dem, was da (auf dem Tiſche) iſt, Almoſen und ſeht, Alles wird euch rein — geweiht, geheiligt und geſegnet — ſein." Aehnliche Worte aus der heiligen Schrift brachte er öfter vor, wie er denn ſowohl das alte als neue

Teſtament vollkommen inne hatte. Sehr oft ſagte er: „Selig der Mann, der ſich der Armen und Dürftigen annimmt; am Tage der Noth wird auch ihn der Herr erretten.“ — „Wie Waſſer ein brennendes Feuer löſcht, ſo tilgt Almoſen die Sünden?“ Am öfteſten erinnerte er an den Ausſpruch, den die Barmherzigen am letzten Gerichte aus dem Munde Jeſu vernehmen werden: „Kommt her, ihr Geſegnete meines Vaters, und nehmt das Reich in Beſitz, das von Anbeginn der Welt für euch bereitet iſt! Denn Ich war hungrig, und ihr gabt Mir zu eſſen; Ich war durſtig, und ihr gabt Mir zu trinken; Ich war nackt, und ihr habt Mich bekleidet!“ — Er führte die Worte der heiligen Schrift nicht blos im Munde, ſondern er richtete ſein ganzes Leben darnach ein. Er war nicht nur ein aufmerkſamer Hörer, ſondern auch ein treuer Vollbringer des Wortes Gottes.

Wie er gegen alle Bedrängte und Leidende voll innigen Erbarmens war, ſo herzlich und aufrichtig liebte er alle Menſchen — auch ſeine Feinde. Der eifrige Lehrer der Religion Jeſu wurde auch vielfältig, beſonders von den Feinden Jeſu geläſtert. Er hörte aber, nach dem Beiſpiele Davids, auf ſolche Läſterungen, wenn ſie ihm berichtet wurden, ſo wenig, als wäre er taub; er ſagte nichts darauf und öffnete ſeinen Mund nicht, als wäre er ſtumm. Wenn er ſeine Feinde und Läſterer irgend-

wo antraf, ſo betrug er ſich gegen ſie ſo liebreich und freundlich und war ſo gefällig und dienſtfertig gegen ſie, als wären ſie ſeine Freunde und Wohlthäter. Dieſes ſein liebreiches Betragen gegen Feinde, die anſtatt ihm die gebührende Ehre zu erweiſen, ihn ſchmähten und verachteten, wäre ihm nicht möglich geweſen, wenn er nicht ſo von Herzen demüthig geweſen wäre. Allein ihm ſchwebte immer das Knäblein vor Augen, das Jeſus in die Mitte ſeiner damals noch ehrbegierigen Jünger, von denen jeder aus ihnen der vornehmſte ſeyn wollte, geſtellt und ihnen geſagt hat: „Wahrlich ſage ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret, und wie die Kinder werdet, ſo könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Wer aber demüthig iſt, wie dieſes Kind, der iſt der größte im Himmelreiche.“ Was es ihm aber nicht nur möglich, ſondern leicht und erfreulich machte, Schmähworte und Läſterungen mit Geduld zu übertragen, war ſeine Liebe zu Jeſus; er glich den Apoſteln, die ſich freuten, daß ſie gewürdigt wurden, um des Namens Jeſu willen, Schmach zu leiden.

Ein herrliches Beiſpiel, wie bereitwillig er war zu verzeihen, wie großmüthig er ſogar Uebelthätern, die ihn ſchwer beleidigt hatten, vergab, wie ſchonend er ſie behandelte und nur auf ihre Beſſerung bedacht war, iſt folgende Begebenheit, die wohl Niemand ohne Rührung leſen kann. Zwei ſeiner

jüngern Brüder, ſo wie er, von hoher Abkunft, ſtanden in einer entfernten Gegend in königlichen Dienſten. Sie machten mit Erlaubniß der höhern Beamten, denen ſie untergeordnet waren, eine Reiſe in ihr Vaterland. Noch nicht weit gekommen, wurden Beide von Räubern ermordet. Die Trauernachricht verbreitete ſich ſogleich weit umher, und erregte überall Schrecken und Entſetzen. Die Vorgeſetzten der Ermordeten, die in jener Gegend zu befehlen hatten, ſchickten unverzüglich Gerichsdiener und Soldaten aus, die Räuber einzufangen. Der edle Abt Gregor war über die Nachricht von dem blutigen Tode ſeiner geliebten Brüder tief betrübt. Die Räuber wurden ergriffen, dem Gerichte eingeliefert, ihres Verbrechens überwieſen, und der ſchauerlichſten Todesſtrafe ſchuldig befunden. Aus Ehrfurcht und Liebe gegen den heiligen Abt Gregor beſchloſſen die gebietenden Herrn jener Gerichtsbarkeit, die zwei Mörder ihm zuzuſenden und es ſeinem Ausſpruche zu überlaſſen, auf welche Todesart man die Uebelthäter hinrichten ſolle. Dieſe Herren beurtheilten den heiligen Mann nach ſich. Sie hielten die Rache für ſüß, und dachten, es werde ihm in ſeiner Betrübniß doch einigen Troſt gewähren, wenn er in den Stand geſetzt werde, ſich an denjenigen, die auch ihn ſo ſchwer beleidigt hatten, zu rächen. Allein der fromme Diener Jeſu Chriſti dachte ganz anders, und hielt ſich

an den Ausſpruch des Herrn: „Liebet eure Feinde, thut denen Gutes, die euch haſſen, damit ihr Kinder ſeyd eures Vaters im Himmmel, der Seine Sonne aufgehen läßt, über Gute und Böſe, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.“

Als die zwei Uebelthäter in ihren Ketten ihm vorgeführt wurden, redete er ſie ſo mild als ernſt an. Vor Allem lag ihm ihr Seelenheil ſo nahe als ſein eigenes am Herzen. Er ſtellte ihnen die Größe ihres Verbrechens vor Augen; er machte ihnen anſchaulich, daß Raub und Mord durch göttliche und menſchliche Geſetze verboten ſeyen, und daß ſie von Gott noch ohne Vergleich größere Strafen zu erwarten hätten, als ihnen die Menſchen nur immer anthun könnten. Sie ſollen alſo, ermahnte er ſie, vor allem trachten, ſich mit Gott auszuſöhnen und Buße zu thun.

Er ließ ihnen nun die Ketten abnehmen, und befahl, da ſie nur in ſchlechte Lumpen gehüllt waren und ſehr abgemagert und verhungert ausſahen, ſie neu zu kleiden, und ihnen zu eſſen zu geben, und ſie dann wieder zu ihm zu bringen. Da ſie von äußerſter Armuth und Noth ſich hatten verleiten laſſen, zu rauben, ſo wies er ſie an, ſich ehrlich und redlich zu nähren, und verſchaffte ihnen Gelegenheit dazu. Da ſie in dem Gefängniſſe und in ſteter Todesangſt, hingerichtet zu werden, bereits ſo vieles ausgeſtanden hatten, ſo ent-

ließ er ſie mit den Worten: „Gehet hin im Frieden und ſündiget nicht mehr, damit euch nichts Aergeres wiederfahre." Ja er fügte noch den väterlichen Rath bei, ſie ſollen ſich vor ſeiner Familie und allen ſeinen Anverwandten wohl in Acht nehmen, weil dieſe ſie ſchwerlich würden entkommen laſſen, ohne Rache an ihnen zu nehmen.

Sein Lebensbeſchreiber ruft hier auf: „Was ſoll ich hierüber ſagen? Wie gering, wie ſchwach iſt dagegen unſere Tugend? Ach, wir können ja kaum ein beleidigendes Wörtchen mit Geduld übertragen, ohne darauf zu ſinnen, uns zu rächen! Wenn wir zu einem ſo vollkommenen Manne emporblicken, wie tief ſtehen wir unter ihm? Wie weit ſind wir noch von ſeiner Vollkommenheit entfernt? Kam es uns nur je in den Sinn, ſo zu handeln? Sollten uns, wenn wir dies recht bedenken, nicht die Thränen in die Augen kommen? — Möchten dieſe Thränen der Reue und Beſchämung uns, die wir ſo ganz ohne Verdienſt ſind, bei Gott Barmherzigkeit finden laſſen!"

Nach dem Tode des heiligen Bonifacius, des Nachfolgers Willibrords, Biſchofes zu Utrecht, wurde dieſe biſchöfliche Würde dem Abte Gregorius verliehen. Er verwaltete dieſes hohe Amt zum großen Segen der ihm anvertrauten Heerde, und er ſelbſt brachte es in der chriſtlichen Vollkommenheit immer weiter.

Als er bereits ſiebenzig Jahre alt war, erkrankte er und wurde an der linken Seite gelähmt, welches Uebel ihn nicht mehr verließ, ſondern von Tag zu Tag ärger wurde und ihm große Schmerzen verurſachte. Er konnte endlich nur mehr mit Mühe gehen. Er ließ ſich aber nicht abhalten, allen Pflichten ſeines hohen Berufes nachzukommen. Er ließ ſich am Arme in die Kirche führen, um zu predigen, und ſagte ſeinen geliebten Zuhörern getreulich Alles, was ihnen nur immer zum Heile der Seele gereichen konnte. Nachdem ſeine Krankheit bereits über drei Jahre angehalten hatte, konnte er das Bett gar nicht mehr verlaſſen, verſammelte aber von Zeit zu Zeit alle ſeine Jünger um ſich, ließ ſich und ihnen aus der heiligen Schrift vorleſen, und ſie zu ihrer und ſeiner Erbauung die Pſalmen ſingen. Er kam ſeinem Ende ſichtbar näher. Wie er aber am Leibe immer ſchwächer wurde, ſo nahm er an Geiſteskraft immer zu. Sein Angeſicht, blaß, oder vielmehr weiß wie eine Lilie, war heiter und fröhlich, und zeigte von der Ruhe ſeines Gewiſſens, und daß er den Frieden Gottes im Herzen habe. Er vertheilte alle ſeine Schätze, die er auf Erden hatte — ſeine Bücher — unter ſeine geliebten Jünger und gab Jedem eines zum Andenken.

Alberich, der würdigſte aus Ihnen, den er zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, war nicht zu-

gegen, ſondern befand ſich in Aufträgen des Königs auf einer Reiſe nach Italien. Darüber waren alle ſehr bekümmert. Sie ſagten leiſe zu einander: „Ach, wenn Alberich vor dem Hinſcheiden unſers geliebten Vaters nur noch käme!" Gregor hörte es und ſprach: „Seid unbekümmert! Ich werde nicht von hier abſcheiden, bevor er kommt." Wirklich kam der ſehnlichſt erwartete Mann, zum großen Troſte aller ſeiner Mitbrüder, ganz unerwartet, wie es ihr geliebter Vater im Geiſte voraus geſagt hatte. Vater Gregor unterredete ſich täglich mehrere Stunden über die geiſtlichen Angelegenheiten ſeines Stiftes und ſeines Bisthums mit Alberich, ſeinem Nachfolger, und ſagte ihm Alles, was ihm zu wiſſen nöthig und heilſam war.

Am dritten Tage waren alle Geiſtliche und Lehrjünger des frommen Biſchofes um ſein Sterbebett verſammelt; mit gefalteten Händen ſtanden ſie da, und beteten, Gott wolle ihnen ihren geliebten, kranken Vater noch einige Zeit laſſen. Sie flüſterten auch einander den Inhalt ihrer Gebete, ihrer Wünſche und Hoffnungen zu, und ſagten mit leiſer Stimme zu einander: „Heute — heute wenigſtens ſtirbt er noch nicht!" Er aber ſprach: „Heute noch — und ich bitte euch, haltet mich nicht auf!" Er befahl, ihn in den Betſaal zu tragen, in dem ein Altar ſtand, der dem göttlichen Erlöſer gewidmet war. Die beiden Flügelthüren, mit denen, nach

alter Art, das Altarbild verſchloſſen war, wurden geöffnet. Er betete lange mit inniger Andacht, und ließ ſich dann, als letzte Wegzehrung auf die Reiſe in die Ewigkeit, das heiligſte Sakrament des Altars reichen, und empfing ſo die heilige Kommunion. Und gleich darauf, das Angeſicht gegen den Altar gerichtet, und Augen und Herz zum Himmel erhoben, verſchied er.

Gregors treueſter Jünger, der dieſe Erinnerungen aus deſſen Leben aufgezeichnet hat, hieß Ludger. Man ſieht aus ihnen, mit welcher Ehrfurcht und Liebe er dieſem ſeinem Lehrer ergeben war. Auch die Anmerkungen, die dieſen Nachrichten hie und da beigefügt ſind, kommen aus Ludgers frommem Herzen. Ludger erzählt auch in dieſer Lebensbeſchreibung, daß er den heiligen Bonifaciūs, ſchneeweiß von Haaren und gebeugt von hohem Alter und vielen Arbeiten, noch von Angeſicht geſehen habe! Und in der That, wie Gregor ein treuer Jünger des heiligen Martyrers Bonifacius geweſen, ſo war auch Ludger ein treuer Jünger des heiligen Gregors und trat ganz in deſſen Fußſtapfen. Ludger berichtet auch, mit dankbar gerührtem Herzen, daß Gregorius auf ſeinem Sterbebette ihm das Enchiridion des heiligen Auguſtinus, ein Handbüchlein der chriſtlichen Religion, das Gregor von Rom nach Deutſchland gebracht hatte, und das er ſehr hoch ſchätzte, zum Andenken gegeben hatte.

Ludger gab, indem er das Leben ſeines heiligen Lehrmeiſters ſchilderte, ohne daran zu denken, ein getreues Bild ſeiner eigenen Gemüthsart, ſeines Sinnes und Lebens. Er wurde in der Folge, da zu Münſter in Weſtphalen ein eigenes Bisthum errichtet wurde, zum erſten Biſchofe dieſes, bis auf unſere Zeiten beſtehenden Bisthums erwählt, und verwaltete es mit einem Eifer, und einer ſolchen Berufstreue, die eines ſo ausgezeichneten Jüngers des heiligen Gregors würdig war.

VIII.

Die heiligen Geſchwiſter Willibald, Wunibald und Walburga, nebſt der heiligen Lioba.

Richard, aus dem königlichen Geſchlechte der Angelſachſen abſtammend, war der Vater der drei heiligen Geſchwiſter Willibald, Wunibald und Walburga; die Mutter war, ſo wie der Vater, von Herzen fromm, und eine Schweſter des heiligen Bonifacius.

Als Willibald, der Erſtgeborne, drei Jahre alt war, wurde er gefährlich krank. Auf den Landgütern in England war es damals Sitte, vor dem Wohnhauſe ein Kreuz, als das Zeichen unſerer Erlöſung, zu errichten, bei dem die Bewohner des Hauſes gemeinſchaftlich zu beten pflegten. Die Aeltern trugen den kleinen Willibald dahin, legten das kranke Kind vor dem Kreuze nieder und flehten zu Gott, Er wolle es wieder geſund werden laſſen; zugleich gelobten ſie, ihr geliebtes Kind ganz Gott zu widmen, und zum geiſtlichen Stande erziehen zu laſſen.

Der Knabe wurde geſund, und der Vater

brachte ihn, als er das ſechste Jahr erreicht hatte, in das Kloſter Waldheim und bat den Abt Egbald, ihn zur Erziehung und zum Unterrichte zu übernehmen. Der Abt war dazu bereit; auch die übrigen Väter des Kloſters willigten ein. Der ſittſame, lernbegierige und verſtändige Knabe lernte das Leſen in der heiligen Schrift; denn damals wußte man faſt von keinem andern Buche. Beſonders aber brachte er es bald ſo weit, daß er viele der Pſalmen mit Andacht laut beten konnte. Die Geiſtlichen des Kloſters hatten große Freude an dem Knaben, und ſagten von ihm mit den Worten des Pſalmen, den er betete: „O Gott, aus dem Munde der Kinder und Säuglinge haſt Du Dir Lob bereitet.“

Als Willibald erwachſen war, regte ſich in ihm ein großes Verlangen, nach Rom, der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt zu reiſen, von woher die chriſtliche Religion nach England verpflanzt worden. Noch mehr ſehnte er ſich, von inniger Liebe zu Chriſtus durchdrungen, von dem er ſoviel Herzerhebendes gehört hatte, das heilige Land, wo Chriſtus, der Sohn Gottes gewandelt hatte, zu ſehen. Der jüngere Bruder Wunibald, der in eben dieſem Kloſter erzogen worden, hatte eben dieſe Sehnſucht. Beide trugen dem Vater ihre frommen Wünſche vor — und der Vater entſchloß ſich, mit ihnen zu reiſen.

Alle drei fuhren über das Meer, und reiſten durch Deutſchland nach Italien. Allein in der Stadt Lucca wurde der Vater krank und ſtarb. Beide Söhne begleiteten die Leiche unter heißen Thränen zu Grabe, und reiſten weiter nach Rom. In Rom wurden beide Brüder von einem heftigen Fieber ergriffen. Allein der gütige Gott hatte es ſo gefügt, daß der Bruder, der noch geſund blieb, dem Kranken abwarten konnte, und erſt dann, als der Kranke wieder geſund ward, erkrankte, und der Geſundgewordene ihn verpflegen konnte.

Willibald, der ſich vollkommen geſund fühlte, rieth ſeinem Bruder, der noch immer etwas leidend war, in Rom zu bleiben, und rüſtete ſich zur Reiſe in das gelobte Land. Als er zu Gaeta ein Schiff beſtieg, geſellten ſich ſieben Pilger, die eben dahin reiſen wollten, zu ihm. Als er in Syrien an das Land geſtiegen war, wurde er zu Emeſa mit ſeinen Gefährten gefangen genommen. Die Sarazenen fürchteten, dieſe Fremdlinge möchten Spione ſeyn. Man führte ſie vor den Richter. Dieſer, ein ehrwürdiger Greis, fragte, aus welchem Lande ſie ſeyen, und was die Abſicht ihrer Reiſe ſey. Sie ſagten es. Der Richter ſprach: „Es kommen öfter Männer aus jenen Ländern hieher; ſie haben aber nichts Böſes im Sinne; ſie ſuchen blos nach ihrer Art Gott zu dienen, und die Pflichten ihrer Religion zu erfüllen.“ In-

deſs getraute er ſich doch nicht, ſie frei zu laſſen; er rieth ihnen, den König der Sarazenen um Erlaubniſs zu bitten, nach Jeruſalem reiſen zu dürfen. Sie wurden in die Hauptſtadt Damaskus abgeführt und dort einſtweilen gefangen gehalten; allein ihre Gefangenſchaft war ſehr milde. Beſonders nahm ein chriſtlicher Kaufmann ſich ihrer an. Er beſuchte ſie, ſchickte ihnen täglich Mittag- und Abendeſſen in das Gefängniſs und bewirkte, daſs er ſie jeden Sonntag und noch zweimal in der Woche in die chriſtliche Kirche führen durfte. Da der Weg über den Marktplatz ging, erbot er ſich, von Allem, was da nur immer von Früchten und anderen Eſswaaren zu ſehen war, ihnen zu kaufen und in das Gefängniſs zu ſenden. Sie begnügten ſich aber mit ſehr wenigem.

Ein edler Spanier, auch ein eifriger Chriſt, nahm ſich ihrer noch nachdrücklicher an. Sein Bruder war königlicher Kämmerer. Durch dieſen brachte er es dahin, daſs Willibald und ſeine Mitpilger unverzüglich dem Könige vorgeſtellt werden durften. Der Spanier führte das Wort und erzählte, warum dieſe Männer in dieſes Land gekommen ſeyen. Der Schiffsherr, der ſie auch begleitete, beſtätigte Alles, was er vorgebracht hatte.

Der König ſprach: „Dieſe Männer haben kein Vergehen gegen uns und unſer Land begangen; warum ſollten wir ſie ſtrafen? Laſst ſie in un-

ſerm Lande frei hinziehen, wohin ſie nur immer wollen.“ Sie wurden unentgeltlich, ohne die Abgabe, die ſonſt Pilger zu bezahlen hatten, entlaſſen. Willibald beſuchte nun zuerſt die Stätte, wo der Apoſtel Paulus die Stimme vom Himmel vernommen hat und bekehrt worden; hierauf durchreiste er das ganze heilige Land. Mit großer Andacht verweilte er zu Bethlehem, wo Jeſus Chriſtus geboren worden und zu Nazareth, wo Er in Seiner Kindheit gelebt hatte; er beſuchte den Jordanfluß, wo Johannes Jeſum getauft, den See Genezareth und die umliegenden Städte, wo Jeſus ſo vielfältig gelehrt hatte, den Berg Tabor, auf dem Er verklärt worden, den Oelberg, wo Sein Leiden angefangen, den Calvarienberg, auf dem Er am Kreuze ſtarb, die Grabeshöhle, wo Sein Leichnam geruht, und wo Er glorreich vom Tode auferſtanden. Willibalds ganzes Herz erglühte von Andacht und inniger Liebe zu Jeſus. Willibald verſäumte auch nicht, alle weiſe, fromme Männer, die damals in dem heiligen Lande lebten, kennen zu lernen, und ſich an ihren weiſen Geſprächen und frommen Beiſpielen zu erbauen.

Wunibald hielt ſich, während ſein Bruder die weite Reiſe nach Jeruſalem machte, beſtändig in einem Kloſter des heiligen Benedikts zu Rom auf, und verlegte ſich da einzig auf geiſtliche Uebungen, Beten, Leſen der heiligen Schrift und Be-

trachtung darüber. Wegen ſeiner Frömmigkeit, ſeines frommen Eifers und ſeiner Demuth wurde er allgemein geehrt und geliebt. Als Bonifacius das drittemal nach Rom kam, war er ſehr erfreut, Wunibald, ſeinen nahen Anverwandten, hier zu treffen und ſo viel Gutes und Rühmliches von ihm zu hören. Bonifacius bat ihn freundlich mit ihm nach Deutſchland zu reiſen, um da im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Wunibald folgte ihm mit Freuden. Da aber Bonifacius längere Zeit in Bayern verweilen mußte, um dieſes Land in Bisthümer abzutheilen, und Biſchöfe aufzuſtellen, ſchickte er den Wunibald nach Thüringen, damit er ſich dort in einem Kloſter vorbereite, Prieſter zu werden. In der Folge weihte er ihn zum Prieſter, und vertraute ihm die Oberaufſicht über ſieben neu errichtete Pfarreien. Späterhin kaufte Wunibald eine ſehr wilde, ungebaute und unbewohnte Strecke Landes zwiſchen den Flüſſen Altmühl und Wernitz. Er fing an, die verwilderten Bäume und Geſträuche auszurotten, um da eine Kirche und ein Kloſter zu errichten. In der umliegenden Gegend wohnten damals zwar einige Chriſten, aber noch viele Heiden. Wunibald baute hier Anfangs nur eine kleine Kirche, und einige geringe Zellen für ſich und für die Kloſtergeiſtlichen, die er um ſich verſammelte. Er wollte die Heiden dieſer und der benachbarten Gegenden zum Chriſten-

thum bekehren; die Chriſten übergaben ihm zu dieſem frommen Vorhaben einen Theil ihrer Landgüter, Aecker und Wieſen. Er wurde bald in den Stand geſetzt, eine größere Kirche und ein feſter gebautes Kloſter herzuſtellen. Dieſes Kloſter wurde Heidenheim genannt.

Waldburga, die Schweſter Willibalds und Wunibalds, hatte bisher in einem Kloſter in England gelebt. Bonifacius, auch auf den Unterricht und die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes bedacht, lud ſie ein, nach Deutſchland zu kommen. Sie kam mit einigen wohlunterrichteten und von Herzen frommen Kloſterjungfrauen. Für dieſe wurde in Heidenheim ein zweites Kloſter errichtet, dem Walburga als Aebtiſſin vorſtand.

Willibald hatte, nachdem er von ſeiner Reiſe nach Jeruſalem zurück gekehrt war, in dem Kloſter, das von dem heiligen Benedikt auf dem Berge Caſſino errichtet worden, gelebt. Bonifacius ſchrieb an den Pabſt, ihm auch dieſen ausgezeichneten Mann nach Deutſchland zu ſenden, indem die Aernte in dieſem Lande ſehr groß, aber der Arbeiter noch zu wenige ſeyen. Willibald kam und Bonifacius weihte den geiſtreichen, kraftvollen Mann, der im Umgange mit vielen heiligen Männern ſich gebildet, auf ſeinen weiten Reiſen ſich viele Erfahrungen geſammelt und ſich eine Gewandtheit mit Menſchen aller Art umzugehen erworben hatte, zum erſten Biſchofe in Eichſtädt,

welches Biſthum ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat, und deſſen Gründung nach eilf Jahrhunderten, im Jahre 1845, würdig gefeiert wurde. Wunibald als Abt zu Heidenheim war mit ſeinen Mitarbeitern unausgeſetzt bemüht, jede Spur heidniſchen Aberglaubens auszutilgen, und in einer eigens dazu errichteten Schule Knaben und Jünglinge in der chriſtlichen Religion zu unterrichten. Waldburga, die Aebtiſſin, unterrichtete eben ſo eifrig kleine Mädchen und zarte Jungfrauen, die ihrer Pflege anvertraut wurden. Alle Schülerinnen ehrten und liebten ſie als die zärtlichſte liebevollſte Mutter. Sie wurde von den Aeltern derſelben mit reichlichen Geſchenken überhäuft; ſie war darüber ſehr erfreut — indem ſie, das Wenigſte für ſich genießend, die vielen Armen unter dem Volke damit erquickte. Ganz beſonders nahm ſie ſich der Kranken an und beſuchte ſie fleißig. Einsmals in ſpäter Nacht wurde ihr gemeldet, die Tochter eines Wohlthäters des Kloſters ſey plötzlich gefährlich erkrankt. Sie eilte unverzüglich dahin, betete über die Kranke, und zum freudigen Erſtaunen der Umſtehenden beſſerte es ſich mit ihr von dieſem Augenblicke an, und ſie wurde wieder vollkommen geſund.

Unter dieſen heiligen drei Geſchwiſtern nahte Wunibald ſich zuerſt dem Ende ſeines Lebens. Er ſagte den Tag ſeines Todes beſtimmt voraus, und

lud ſeinen geliebten Bruder, den Biſchof Willibald ein, ihm in den letzten Augenblicken beizuſtehen. Unter den frommen Gebeten des heiligen Biſchofes verſchied Wunibald mit den Worten: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt."

Sechzehn Jahre nach ſeinem Tode lag Waldburga auf dem Sterbebette. Ihr liebevoller Bruder, der heilige Biſchof Willibald, eilte herbei, und erwies auch ihr die letzte Liebe. Das erblaßte Angeſicht der Leiche war wie von himmliſchem Lichte verklärt; ein wunderlieblicher Wohlgeruch erfüllte das ganze Kloſter. Der heilige Biſchof beſtattete die Leiche zur Erde; in der Folge wurde ſie nach Eichſtädt verſetzt, wo ihr Grabmahl noch bis auf den heutigen Tag hoch verehrt wird.

Der Biſchof Willibald ſtarb, nachdem er Bruder und Schweſter zur Erde beſtattet und unbeſchreiblich viel Gutes gethan hatte, in hohem Alter, und im Jahre 781, den 7. Heumonat. Auch er hatte, wie ſein ſeliger Bruder, den Tag ſeines Todes vorausgeſagt und freute ſich darauf, den geliebten Geſchwiſtern in die Seligkeit zu folgen. Er wurde nach zweihundert Jahren vom Pabſt Leo VII. der Zahl der Heiligen beigezählt.

Wie viel dieſe heiligen drei Geſchwiſter zu Einführung und Verbreitung der chriſtlichen Religion Jeſu in Deutſchland bewirkt haben, iſt nicht zu be-

rechnen, und unſers dankbaren frommen Andenkens höchſt würdig.

Von den Frauen und Jungfrauen, die Bonifacius aus den Klöſtern Englands nach Deutſchland berufen hat, um da die weibliche Jugend zu erziehen, zu unterrichten und zu bilden, wurden Chunihild und Berathgit, nahe Anverwandten des heiligen Lullus, in Thüringen angeſtellt, Chunitrud aber nach Bayern geſchickt. So wie Waldburga zu Heidenheim, wurde Thekla Aebtiſſin zu Kitzingen und zu Ochſenfurth, und Lioba zu Biſchofsheim. Alle waren in Erkenntniß der chriſtlichen Religion und der heiligen Schrift ſehr gut unterrichtet, und auch in den ſchönen Wiſſenſchaften wohl bewandert. Die ausgezeichnetſte aus allen, ja ſo zu ſagen, die Perle unter ihnen war Lioba. Sie hieß eigentlich Truthgeba, erhielt aber, weil ſie gar ſo lieb und gut war, nach altdeutſcher Ausſprache allgemein den Namen Lioba-Gytha, daß heißt, die Liebe-Gute. Sie war eine Schülerin der heiligen Eadburga, die mit Bonifacius im Briefwechſel geſtanden war, und für ihn auch die heiligen Schriften abgeſchrieben hatte. Eadburga, ihre Lehrerin, hat ſie wegen ihrer großen Fähigkeiten auch in der lateiniſchen Sprache unterrichtet, und es ſind noch ſehr wohlgeſchriebene lateiniſche Briefe von ihr an Bonifacius, ſogar lateiniſche Verſe erbaulichen Inhalts bis auf unſere Zeiten gekommen. Rudolph,

ein Kloſtergeiſtlicher aus Fulda, der von ſeinem Lehrer und Abte, dem berühmten Rhabanus Maurus, dazu aufgefordert worden, hat ihr Leben beſchrieben und ſagt von ihr: „Sie war von engelgleichem Angeſichte, ſanft in ihrer Rede, von klarem Verſtande und großer Umſicht; katholiſch in ihrem Glauben, unerſchütterlich in ihrer Hoffnung, unbegränzt in ihrer Liebe; ſie war immer heiter und fröhlichen Sinnes, jedoch ohne die Gränze der einer Jungfrau und Ordensvorſteherin geziemenden Wohlanſtändigkeit im geringſten zu überſchreiten.“ Die Anzahl ihrer Schülerinnen aus allen Ständen, war nicht zu zählen. Es war kaum ein Frauenkloſter weit umher, in dem nicht die Aebtiſſin und beinahe alle Lehrerinnen aus ihren Schülerinnen gewählt wurden. Alle dieſe Klöſter erkannten ſie als ihre allgemeine Oberin, und unterwarfen ſich mit Freuden ihrer Oberaufſicht und Leitung. Wer ſie nur ſah, wurde von Verehrung und Liebe gegen ſie durchdrungen. Sogar Hildegardis, die Gemahlin des Kaiſers Karl des Großen, hatte das vollſte Zutrauen zu ihr; der Kaiſer ſelbſt, welcher Frömmigkeit, Tugend und Wiſſenſchaft zu ſchätzen wußte, ſchätzte ſie ſehr hoch.

Als Lioba ſehr alt geworden, legte ſie ihr Amt nieder, und zog ſich in ein kleines Kloſter unweit Achen zurück. Die Kaiſerin wünſchte ſie immer bei ſich am Hofe zu haben und lud ſie dringend dahin

ein. Allein Lioba wollte ihr ſtilles, Gott geweihtes Leben nicht verlaſſen. Als die Kaiſerin gefährlich krank wurde, wünſchte ſie vor ihrem Ende noch Lioba zu ſehen, und ſchickte deßhalb Abgeordnete an ſie. Lioba kam unverzüglich. Welchen Troſt die ſterbende Kaiſerin in ihren letzten Tagen in dem Umgange mit dieſer reinen, heiligen Seele gefunden habe, läßt ſich denken, aber nicht beſchreiben. Lioba kehrte hierauf in ihr wenig bekanntes Klöſterlein, Schönersheim oder Schönrein genannt, wieder zurück, und ſtarb den 28. September um das Jahr 772; ihr Andenken aber blieb bis auf unſere Zeiten im Segen.

IX.

Der heilige Pirmin.

Der königliche Landvogt Sintlas zu Sandegg am Bodenſee, ein ſehr gottesfürchtiger Herr, kam einmal auf einer Reiſe nach Meltis in Lothringen, und beſuchte Sonntags den Gottesdienſt. Pirmin predigte. Eine ſolche Predigt — ſo klar, ſo lieblich, ſo ſanft an das Herz bringend, hatte Sintlas in ſeinem Leben noch nicht gehört. Sein ganzes Herz ward von Liebe zu Gott und Chriſtus entzündet. Er ging nach der Predigt zu Pirmin und bat ihn, nach Deutſchland in die Gegenden am Oberrhein zu kommen, und das Evangelium zu verkündigen, indem es da an einem ſolchen Manne fehle und das Volk deßhalb ſehr unwiſſend und von ſchlechten Sitten ſey. Pirmin ſagte, er könne das nicht unternehmen, ohne dazu geſendet zu ſeyn. Sintlas drang deßhalb in ihn, nach Rom zu reiſen, und bei dem heiligen Vater um dieſe Sendung anzuſuchen. Pirmin verſprach es, und reiste als Pilger nach Rom. Der Pabſt unterredete ſich lange mit ihm, um ihn zu prüfen, und fand mit großer Freude, daß der beſcheidene Pilger für den

apoſtoliſchen Beruf ganz geeignet ſey. Bald nachdem Pirmin in Rom angelangt war, kam auch Sintlas dahin, und machte von jenen Gegenden Deutſchlands, die er kannte, dem Pabſt eine getreue Schilderung. Der Pabſt gab nun dem Pirmin die Vollmacht in jenen Gegenden das Evangelium zu predigen, und in ſolchen Landesſtrecken, die noch keinem Biſchofe zugewieſen waren, biſchöfliche Verrichtungen vorzunehmen, Prieſter und Kirchen zu weihen.

Pirmin reiste zurück nach Meltis, wie einige dafür halten der jetzigen Stadt Metz, wählte ſich mehrere Gehülfen, von deren chriſtlichen Geſinnungen, Einſicht, Frömmigkeit und tugendhaftem Lebenswandel er überzeugt war, und trat in Gottes Namen die Reiſe nach Deutſchland an. Er war darauf bedacht irgend einen Platz aufzufinden, wo er, nach Art des heiligen Gallus, für ſich und die Seinen eine Hütte aufſchlagen, da wohnen, und dann in der umliegenden Gegend dem Volke das Evangelium verkünden könne. Gottfried, der Herzog von Schwaben, hielt eben damals auf dem Schloſſe Pfungen Hof. Der Herzog ſtellte ihm frei, wo er immer wolle, ſich anzubauen. Pirmin wählte eine Wildniß an einem Berge unweit Pfungen zu ſeiner Wohnſtätte, verkündete dem Volke mit großem Eifer das Wort Gottes, und Gott beſtätigte ſeine Worte mit Wundern.

Viele Menſchen kamen zum lebendigen Glauben an Jeſus Chriſtus; es fehlte aber auch nicht an ſolchen, die dem Prediger der Wahrheit, der die Sünden und Laſter mit nachdrücklichen Worten beſtrafte, feind wurden. Nach dem Tode des ſo edelgeſinnten Herzogs vertrieben ſie ihn aus der Gegend. Er kam aber bei den Gutgeſinnten und Frommen im Lande nie in Vergeſſenheit. Eine Quelle, die aus dem Berge hervorbricht, wurde zu ſeinem Andenken Sankt Pirmins Brünnlein genannt.

Pirmin überlegte, wohin er ſich nun wenden ſolle, und begab ſich vorerſt zu ſeinem Freunde Sintlas, um ihn zu Rath zu ziehen. Von dem hochgelegenen Schloſſe Sandegg aus hatte man eine weite herrliche Ausſicht über den Bodenſee und die angränzende Landſchaft. Eine Inſel im See, früher Sintlas-Au, ſpäterhin Reichenau genannt, gefiel Pirmin beſonders wohl; er dachte keinen gelegenern Ort zu einem Kloſter finden zu können. Die Inſel war bisher unbewohnt, mit alternden Bäumen und dicken Geſträuchen bedeckt. Auch ſagte man, daß ſich da viele Schlangen, Kröten und giftige Thiere aufhalten. Allein Pirmin achtete nicht darauf. „Die Erde iſt überall des Herrn, ſprach er; wer unter dem Schutze des Allerhöchſten ſteht und Ihm vertraut, der wandelt unverſehrt über Nattern und Schlangen und tritt

Löwen und Drachen unter die Füße.“ Sintlas ließ ein Schiff ausrüſten, beſtellte Arbeitsleute, und Pirmin und ſeine Gefährten fuhren hinüber, um vorerſt Bäume und Geſträuche auszuhauen und einen freien Raum zu einer Kirche und einem Wohnhauſe herzuſtellen. Das erſte aber, was er that, war, daß er auf der Inſel ein Kreuz errichtete.

Auf Verwendung des Grafen von Thurgau und des königlichen Landvogtes Sintlas verlieh Karl Martell die Inſel dem Pirmin als Eigenthum. Viele Edelleute und begüterte Nachbarn unterſtützten die neuen Bauten mit reichlichen Beiträgen. Während des Baues reiste Pirmin beſtändig im Lande umher und predigte das Evangelium. Es kam eine nach deutſcher Bauart ſehr ſchöne Kirche nebſt dem Kloſtergebäude zu Stand. Nachdem Pirmin etwa drei Jahre Abt zu Reichenau geweſen, fing Theobald, Herzog von Schwaben, Gottfrieds Sohn, mit dem Könige von Frankreich Streit an. Er dachte, Pirmin, in Frankreich geboren, werde es mit dem Könige von Frankreich halten und befahl ihm, Reichenau zu verlaſſen. Pirmin ſtellte den würdigſten ſeiner Mitbrüder, Namens Heddo, zum Abte auf, ergriff ohne Widerrede ſeinen Wanderſtab und kehrte nie mehr nach Reichenau zurück, unterhielt aber mit Heddo und den übrigen Geiſtlichen einen ſteten Briefwechſel und blieb mit ihnen in beſtändiger heiliger Gemeinſchaft. Die von

ihm geſtiftete Abtei aber erhielt ſich über tauſend Jahre bis in unſer Jahrhundert. Wie Pirmin, als er dieſe Inſel zuerſt betreten hatte, ein Kreuz errichtet hatte, ſo ſteht auch jetzt noch auf der höchſten Höhe der Inſel ein Kreuz, das an ihn erinnert.

Pirmin wanderte in Schwaben und am Ober-Rheine, weit umher und wirkte unbeſchreiblich Vieles zur Aufnahme der chriſtlichen Religion. Die Abteien und Klöſter Morbach, Maurus-Münſter, Neuweiler, Schuttern, Schwarzach, Gengenbach, Weißenburg, und noch viele andere wurden von ihm theils wieder hergeſtellt, theils neu errichtet. Als er aber bereits ein hohes Alter erreicht hatte, war er darauf bedacht, noch ein Kloſter zu erbauen, in dem er ſeine letzte Ruhe finden möge. Ein edler Fürſt, Namens Wernherr, der in dem Elſaſſe ein weites Gebiet beherrſchte, erbot ſich, jeden Ort, den er zum vorhabenden Baue dienlich finden werde, ihm einzuräumen. Pirmin fing an, in einer unbewohnten Wildniß für ſich und ſeine Mitbrüder Hütten zu errichten. Allein Gott weiß zu Erreichung Seiner Abſichten ſich nicht nur der Fürſten, ſondern auch der geringſten Menſchen zu bedienen. Ein armer Hirt, der in der Gegend die Schweine hütete, kam zu Pirmin, und ſprach zu ihm: „Lieber Vater! Da weiter hinauf, wo zwei Bäche zuſammen fließen, iſt ein Ort, wo du, ſo es Gott dem Allmächtigen gefiele, dir eine bequemere Woh-

nung bauen möchteſt.“ Pirmin ließ ſich von dem Hirten dahin führen und rief, den ſchönen Platz erblickend: „Hier ſey der Ort meiner Ruhe; dieſen erwähle ich mir zur Wohnſtätte!“ Er fing an, die Bäume und Geſträuche der Wildniß auszureuten und erbaute vor allem eine chriſtliche Kapelle. Viele Menſchen kamen dahin, Pirmins Predigten zu hören. Fürſt Wernherr ſchenkte ihm Aecker, Wieſen und Waldungen. So entſtand das bedeutende Stift Hornbach, dem auch die Stadt Hornbach ihr Entſtehen zu danken hat. Pirmin brachte den Reſt ſeines Lebens in dieſem Kloſter zu. Vor ſeinem Ende wurde ihm noch die unbeſchreibliche Freude zu Theil, daß der ehrwürdige heilige Erzbiſchof Bonifacius ihn hier beſuchte. Die zwei apoſtoliſche, um die Religion Jeſu ſo hochverdienten Männer unterredeten ſich mehrere Tage hindurch miteinander, und der Inhalt ihrer Geſpräche war Jeſus Chriſtus; denn in Ihm allein fanden Beide ihr Heil.

Das Kloſter Hornbach beſtand Jahrhunderte hindurch zum Segen vieler Menſchen. Als man in Folge der Zeit, das Kloſter anders wozu beſtimmte, wurden Pirmins Gebeine erhoben, und nach Insbruck gebracht.

X.

Der heilige Meinrad.

Meinrad war der jüngſte Sohn des Grafen Berthold von Sulgau, einer Stadt und Herrſchaft in Schwaben, nicht weit vom Federſee. Der Vater brachte ihn in einem Alter von ſechs Jahren nach Reichenau, in dieſe von Pirmin errichtete Schule der Frömmigkeit und Wiſſenſchaft. Der damalige Abt Heddo war ein naher Verwandter des Grafen; der gelehrte und in jeder Hinſicht vortreffliche Ordensgeiſtliche Erlebald war ein Bruder der Gräfin, der Mutter des kleinen Meinrad. Abt Heddo vertraute den Unterricht und die Erziehung des hoffnungsvollen Knaben vorzüglich dem weiſen und frommen Erlebald. Meinrad zeigte ſchon als Knabe einen ſo vorzüglichen Verſtand und eine ſo herzliche Neigung zu allem Wahren und Guten, und einen ſo großen Fleiß und Eifer, daß er alle ſeine Mitſchüler weit übertraf. Schon als Knabe hatte er keine Neigung zu Kinderſpielen. Als er ſich dem Jünglingsalter näherte, verwendete er ſeine freie Stunden dazu, die ganze heilige Schrift, ſowohl das alte als neue Teſtament für ſich ſehr ſchön und zierlich abzuſchreiben. Nur die Bücher

der Propheten wurden von ſeinen jugendlichen Freunden, die ſich ſeinen Fleiß zum Vorbilde nahmen, für ihn abgeſchrieben.

Meinrad hatte das klöſterliche Leben ſo lieb gewonnen, daß er keinen herzlichern Wunſch hatte, als ſelbſt ein Kloſtergeiſtlicher zu werden.

Er wurde in den Orden aufgenommen, und war in allen geiſtlichen Uebungen unermüdet. Er war voll Sanftmuth, Liebe und Milde gegen ſeine Mitbrüder, voll Ehrerbiethigkeit und des willigſten Gehorſams gegen die Obern. Er wurde zum Prieſter geweiht, und war, wie ſein Lebensbeſchreiber ſagt, unter den Prieſtern des Kloſters, was unter den Sternen der Morgenſtern iſt.

Damals befand ſich am Zürcherſee, nicht weit von Oberbollingen, ein kleines Kloſter, das dem Abte zu Reichenau untergeben war. Die Mönche, zwölf an der Zahl, baten den Abt, ihnen einen Lehrmeiſter und Obern zu geben, der ſie in den geiſtlichen Wiſſenſchaften und in den klöſterlichen Uebungen unterrichten und dem Kloſter wohl vorſtehen könne. Der Abt wollte ihnen den würdigſten geben und ſandte ihnen Meinrad. Mit ihm kam neues Leben in das kleine Kloſter. Er machte die weiſeſten Einrichtungen, war bei allen Andachtsübungen als ein leuchtendes Vorbild der Andacht immer ſelbſt zugegen, und hielt ſeinen Mitbrüdern Vorleſungen über das vortrefflichſte aller Lehr-

bücher — über die heilige Schrift; die beſte Auslegung derſelben aber war ſein heiliger Lebenswandel.

Meinrad fand an den Schriften des heiligen Caſſian, der das Leben der erſten chriſtlichen Einſiedler als Augenzeuge beſchrieben hat, ein ganz vorzügliches Wohlgefallen; und es regte ſich in ihm das Verlangen ſeine noch übrigen Lebenstage auch in der Einſamkeit einer Wildniß zuzubringen, und ganz nur Gott zu weihen. Er dachte, da in jenen Wüſten des Morgenlandes, die zuvor Jahrhunderte hindurch von keinem Menſchen bewohnt worden, viele tauſend heilige Männer gelebt haben, ſo könnte wohl auch in dem Abendlande, wo es damals noch manche unbewohnte Wüſten gab, dieſe Lebensweiſe eingeführt werden, und er entſchloß ſich, damit den Anfang zu machen. Ohne Jemanden von ſeinem Vorhaben etwas zu ſagen, fuhr er eines Tages, nur von einem jungen Mitbruder begleitet, über den See und beſtieg den waldigen Berg Etzel, um da eine geeignete Stelle zu einer Einſiedlerwohnung aufzufinden. Auf dem Rückwege beſuchte er eine betagte, fromme Wittwe, von der er gehört hatte, daß ſie Pilger und Mönche gaſtfreundlich aufnehme. Er fand ſie ſo fromm, verſtändig und wohlwollend, daß er ihr entdeckte, er habe im Sinn auf dem nicht gar weit entfernten Berge als Einſiedler zu leben. Sie rieth ihm davon ab, weil dieſe Lebensart für ihn zu ſtreng

ſeyn dürfte. Da ſie aber ſeinen feſten Entſchluß erkannte, ſo verſprach ſie ihm, wo er wolle, eine Einſiedlerhütte bauen zu laſſen und ihm wöchentlich die nöthigen Lebensmittel dahin zu ſchicken.

Meinrad bezog mit Genehmigung ſeines Abtes dieſe einſame Zelle, blieb aber mit ihm und den übrigen Kloſtergeiſtlichen in ſtetem Briefwechſel. Auch hat er in ſeiner Einſamkeit für ſie ſehr viel Erbauliches geſchrieben.

Als dieſe ſeine außerordentliche Lebensart bekannt wurde, kamen Leute aus allen Ständen, Vornehme und Geringe, zu ihm, um bei ihm, als einem heiligen Manne, Belehrung und Troſt zu ſuchen. Wie wohl er ſich, gleich Johannes dem Täufer in die einſame Wüſte zurückgezogen hatte, ſo fanden dennoch Alle, denen es mit der Beſſerung ihres Lebens Ernſt war, auf die Frage, was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde, bei ihm die Antwort, die Johannes der Vorläufer Jeſu, Jeſus Chriſtus ſelbſt und die Apoſtel gegeben haben. Allein nicht wenige kamen auch aus bloßer Neugierde. Er war daher darauf bedacht, ſeine Wohnung mehr entfernt von den Menſchen, in der tiefern Wildniß, die man den finſtern Wald nannte, aufzuſchlagen.

Da er mit dieſen Gedanken umging, kamen eines Tages einige Mönche aus dem Klöſterlein am Zürcherſee zu ihm, um ihren geliebten geiſtlichen Vater

zu beſuchen. Nachdem er mit ihnen längere Zeit in geiſtreichen Geſprächen zugebracht hatte, führte er ſie an das Flüßchen Syl im finſtern Walde, damit ſie da ſich mit dem Fiſchfange ergötzen und einige Fiſche zu einem kleinen Mittagsmahle fangen möchten. Während ſie fiſchten ging Meinrad umher, die Wildniß näher zu beſchauen. Da kam er in eine Waldgegend, die ihm ganz ungemein gefiel. Die grüne Ebene war von hohen dichten Bäumen umgeben und eine Brunnenquelle, in der Folge unſer lieben Frauen Brünnlein genannt, quoll aus Felſen hervor. Er beſchloß, künftig hier ſeine Wohnung zu wählen, ſagte dieſes ſeinen Mitbrüdern, und ließ es durch ſie ſeinem Abte melden.

Die Aebtiſſin des damaligen Kloſters zu Frauenmünſter in Zürich, eine kaiſerliche Prinzeſſin, Namens Hildegarda, die Meinrad als einen heiligen Mann ſehr hoch ſchätzte und von ſeinem Wunſche hörte, ſchickte Zimmerleute in jene Gegend der Wüſte, um dem ehrwürdigen Einſiedler eine ihm angemeſſene Zelle und dabei eine Kapelle zu bauen, die der heiligſten Jungfrau Maria gewidmet wurde. Zugleich ließ ſie ſeine Wohnung mit einfachem Hausgeräthe verſehen, und die kleine Kirche geziemend auszieren. Auch ſorgte ſie, nebſt andern wohlwollenden Menſchen dafür, daß er von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln verſehen werde, wovon er jedoch das Wenigſte genoß, ſondern das Meiſte

unter die Armen austheilen ließ. Meinrad zog mit ſeinem ganzen Reichthume, ſeinen wenigen Büchern, der heiligen Schrift, den Schriften Caſſians und des heiligen Benedikts hin, und fand, abgeſchieden von der Welt, in ſtiller Einſamkeit und bei beſtändigen Geiſtesübungen eine immer größere Seligkeit in Gott.

Bei fünf und zwanzig Jahren lebte Meinrad ruhig in ſeiner Einſiedelei. Von ſolchen Leuten, die ihn blos aus Neugierde hätten ſehen mögen, wurde er hier wenig geſtört. Allein fromme Seelen, viele edle Menſchen, denen an ihrem Seelenheile gelegen war, ließen ſich die rauhen Wege dahin nicht abſchrecken, kamen von Zeit zu Zeit zu ihm, zu vernehmen, was ihnen zum Heile ſey. Er ſtand weit umher im Rufe der Heiligkeit.

Da kamen aber nun einmal, unter dem Scheine einer andächtigen Pilgerreiſe, zwei böſe, ruchloſe Menſchen. Sie meinten, da Meinrad von gräflicher Abkunft war, immer viele vornehme Beſuche erhalte, und den Armen viele Lebensmittel zuſchicke, ſo müſſen ſich in ſeiner Zelle große Schätze von Gold, Silber und allerlei Koſtbarkeiten vorfinden. Als Meinrad eben in der Kapelle das heiligſte Opfer entrichtet hatte und noch am Altare knieend betete, klopften die Räuber an der Kapellthüre. Meinrad öffnete die Thüre, grüßte ſie und ſprach freundlich: „Kommt herein! Wenn ihr früher gekommen wäret, ſo hätte ich bei der heiligen Meſſe

auch für euch gebetet. Gehet aber doch hin zum Altare und bittet Gott, daß Er ſich euch gnädig erzeigen wolle. Ich gehe indeß, euch ein kleines Frühſtück vorzuſetzen.“ Die Räuber traten, ſich andächtig ſtellend, zu dem Altare; wandten ſich aber plötzlich um, ſtürzten herein in ſeine Zelle, und ergriffen, erwürgten und erſchlugen ihn, im Jahre 863. Allein von den gehofften Reichthümern fanden ſie nichts in der Zelle, ſondern nur Bücher, eine Nachtlampe, ein Schreibzeug, Federn und Papier, geringes hölzernes Hausgeräth und einige irdene Geſchirre. Ein Schauder über ihre entſetzliche That ergriff ſie. Sie machten ſich eilig auf, zu entfliehen, in der Hoffnung, ihr Verbrechen, das ſie in der ſtillen einſamen Wüſte vollbracht hatten, werde doch wenigſtens vor den Menſchen verborgen bleiben. Allein der gerechte Gott fügte es, daß ihr Mord unverzüglich an den Tag kam.

Meinrad hatte, vielleicht zum Andenken an Elias, zwei junge Raben aufgezogen. Wie einſt Elias von den Raben ernährt worden, ſo ernährte Meinrad die Raben. Sie hatten ſich ganz an ihn gewöhnt, und waren nicht ohne Gefühl für ihren Ernährer und ihm ganz zugethan. Dieſe Raben fielen laut krächzend und die Flügel ſchlagend, als wollten ſie den Mord rächen, über die zwei Mörder her, und verwundeten ſie mit

ihren Schnäbeln. Die zwei Böſewichte, das Entſetzen über ihre ſchreckliche That im Gewiſſen, erſchraken über die ſchwarzen Vögel, die ſie an das Hochgericht erinnerten, noch mehr, und verließen in wilder Eile den Wald. Allein da begegnete ihnen der Zimmermann und deſſen Bruder, die Meinrads Zelle erbaut hatten, und es kam ihnen ſogleich der Gedanke, das ſeyen Meinrads Raben und die zwei fremden Männer, von verwildertem Ausſehen und mit todtbleichen Geſichtern ſeyen Meinrads Mörder. Der Zimmermann ſchickte ſeinen Bruder ihnen nach und befahl ihm, ſie nicht aus den Augen zu verlieren; er ſelbſt aber lief eilends in die Einſiedelei, ſich zu überzeugen, ob ſeine Ahnung wahr ſey. Mit klopfendem Herzen trat er in die Zelle und erblickte da mit Schrecken die blutige Leiche des heiligen Mannes. Er fiel auf die Knie nieder, betete, küßte ihm unter Thränen die Hände und machte die Trauernachricht dann in ſeinem Wohnorte, dem Dorfe Wohlau bekannt. Mehrere Männer eilten Meinrads Zelle zu. Sie legten den Leichnam auf ſein Ruhebett, nahmen in der Kapelle zwei Leuchter, zündeten die Kerzen an, und ſtellten einen Leuchter bei ſeinem Haupte und den andern bei den Füßen auf. Eine Menge Weiber und Kinder aus dem Dorfe kamen laut weinend und jammernd herbei, betrachteten, heiße Zähren vergießend, die Leiche,

bedauerten die ſchauerliche Todesart, prieſen ihn aber ſelig, daß er, als ein heiliger Mann auf den Tod wohl vorbereitet, aus dem Jammerthale dieſer Welt, ſo ſchnell in das himmliſche Vaterland verſetzt worden. Die guten Leute ſendeten nun Boten nach Reichenau und in das kleine Filialkloſter am Zürcherſee ab, des ſeligen Mannes Tod dort anzuſagen. Die Leiche wurde von Meinrads Mitbrüdern abgeholt, unter Begleitung einer großen Menge Volkes nach Reichenau gebracht und dort feierlich zur Erde beſtattet.

Indeſſen hatte der ehrliche Zimmermann ſeinen Bruder aufgefunden und von ihm erfahren, daß die Männer ihre Nachtherberge in einem Wirthshauſe zu Zürich genommen. Er machte die Anzeige vor Gericht; die Uebelthäter wurden noch in der Nacht ergriffen, verhört und zum Eingeſtändniß ihres Vergehens gebracht. Sie bereuten es ſchmerzlich; ja ſie erzählten, wie gütig Meinrad ſie aufgenommen, und waren noch beſonders darüber betrübt, daß ſie ihm ſeine Güte ſo übel vergolten hatten. Nach drei Tagen wurden ſie zur Richtſtätte hinausgeſchleift, durch das Rad hingerichtet, die Leichen verbrannt und die Aſche in das Waſſer geworfen.

Meinrads fromme Abſicht, die Wüſte rings um ſeine Zelle ſollte von Einſiedlern bewohnt werden, ſchien durch ſeinen blutigen Tod gänzlich vereitelt;

allein ſein Vorhaben wurde von Gottes heiliger Vorſehung ohne Vergleich herrlicher ausgeführt.

Meinrad hatte durch ſeine erleuchteten Lehren und die Heiligkeit ſeines Lebens auf unzählige Menſchen ſeiner Zeit mächtig eingewirkt; dieſe Wirkungen währten Jahrhunderte hindurch, bis auf unſere Zeiten fort.

Nicht nur fromme Seelen aus dem gemeinen Volke beſuchten, nach ſeinem Tode, die Zelle, in der er gewohnt, die Kapelle, in der er gebetet hatte, und erinnerten ſich da um ſo lebhafter ſeiner weiſen Lehren, ſeines heiligen Lebens; Benno, Domherr zu Straßburg, von eben dem frommen Eifer wie Meinrad beſeelt, ſein Leben mit Gebet und Betrachtung in der Einſamkeit ganz Gott zu widmen, begab ſich in den finſtern Wald, ſtellte die etwas zerfallene kleine Marienkapelle wieder her, ſammelte Jünger um ſich, errichtete für ſie, anſtatt zerſtreuter Klausnerhütten ein Klöſterlein, und ward ſo der erſte Abt einer kleinen klöſterlichen Gemeinde, die das einſame Leben in der Zelle mit dem gemeinſchaftlichen Gottesdienſte in der Kirche vereinigte; ihm folgte Eberhard, der anfing über der kleinen Kapelle, die herrliche Münſterkirche und dabei ein großes Kloſter zu erbauen. Die folgende Aebte waren faſt alle von adeliger Abkunft. Ein ſolcher Eifer für das klöſterliche Leben ergriff ſelbſt den Adel,

der das neue Stift mit vielen Gütern begabte. So erwuchs des Einſiedlers Meinrads Zelle und Marienkapelle zu der großen weltberühmten Abtei, die Jahrhunderte hindurch, ſo wie St. Gallen und Fulda, eine Wohnſtätte der Religion und Wiſſenſchaft blieb, und noch immer kommen jährlich unzählige Pilger aus Italien, Frankreich und Deutſchland, indem dafür geſorgt iſt, daß Jeder ſein Anliegen in ſeiner Mutterſprache vorbringen kann, nach Marien-Einſiedeln.

XI.

Die Apoſtel der Sachſen.

Nachdem die Frieſen, Heſſen und Franken durch die Bemühungen des heiligen Bonifacius und ſeiner Mitarbeiter bereits zum Glauben an Jeſus Chriſtus gekommen waren, hatte dieſe heilige Religion bei den Sachſen noch immer keinen Eingang gefunden. Sie waren gegen die übrigen Deutſchen, beſonders gegen die Franken, höchſt feindſelig geſinnt, öfter in ihr Land eingebrochen und hatten da große Verwüſtungen angerichtet. Einige Glaubensboten, die ſich in deren Land gewagt hatten, wurden von ihnen ermordet. Bonifacius, eine ſo große Liebe er zu den Sachſen hatte, von denen die Engländer abſtammten und mit ihnen einerlei Sprache redeten, wußte, ſo brennend auch ſein Eifer war und ſo innig ihr Heil ihm am Herzen lag, nichts für ſie zu thun, als zu beten.

Der heilige Livin oder Liefwin, ein geborner Engländer und ein Freund des heiligen Gregors zu Utrecht, predigte zu Deventer in Friesland, nicht weit von der ſächſiſchen Gränze, das Evangelium. Da vernahm er, daß die Sachſen zu einer großen Volksverſammlung an dem Fluſſe Weſer zuſammen

gekommen ſeyen, und begab ſich unverzüglich dahin. Sie wollten eben ein heidniſches Opfer entrichten. Mit hohem Muthe trat er, in ſeiner prieſterlichen Kleidung, in einer Hand ein Kreuz, und in der andern das Evangelienbuch, in ihre Verſammlung und rief mit lauter Stimme: „Ihr Männer alle! höret mich! Ich komme zu euch im Namen des einzig wahren Gottes, des Herrn Himmels und der Erde, die Er geſchaffen hat. Ihn verkünde ich euch als Sein Bote; Ihn ſollet ihr kennen lernen und Seinen Willen vernehmen.“ Er ſagte noch weiter, wenn ſie dem Worte des Friedens kein Gehör geben, ſondern in ihrem Haſſe verharren wollten, ſo würden ſie durch das Schwert des Krieges von einem mächtigen Fürſten beſiegt, und ſo von Gott wegen ihrer Feindſeligkeit beſtraft werden.

Da geriethen mehrere der Sachſen in Wuth, und griffen zu den Waffen, um ihn zu tödten. Einer ihrer Fürſten aber, Namens Buto, wehrte ihnen ab. Ihm waren die kraftvollen Worte des ehrwürdigen Mannes zu Herzen gegangen und er ſprach zu ihnen: „Wir haben bisher alle Geſandten, die von Menſchen an uns geſchickt wurden, freundlich aufgenommen, ſie geehrt und ihnen Gehör gegeben; wäre es nun recht und billig, wenn wir einen Geſandten Gottes ſo, wie ihr vorhabt, behandeln wollten? Das würde unſerm Volke ſi-

cher großes Unglück zuziehen.“ Auf dieſe Rede wurden alle beſänftigt, ließen Livin ohne ihm ein Leid zuzufügen, weiter ziehen und hielten ihn nicht ab, wo er wollte, zu predigen.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß noch Viele, ſo wie Buto, die Worte Livins zu Herzen genommen haben. Welchen Segen aber ſeine Predigten bei dieſen gebracht haben, wiſſen wir nicht. Denn in der Folge brachen ganze Heere der Sachſen in das Land der Frieſen ein, drangen bis Deventer vor, und verbrannten die Kirche, die Livin dort erbaut hatte. Nachdem aber Karl der Große die Sachſen geſchlagen und vertrieben hatte, führte Livin eine neue Kirche auf, blieb dort bis an ſein Ende und wurde in dieſer Kirche begraben. In Folge der Zeit erbaute der Biſchof Berthulf dort eine anſehnliche Stiftskirche, die zum heiligen Livin genannt wurde.

Der heilige Willehad kam aus dem ehemaligen Königreiche Northumberland nach Friesland, und predigte das Evangelium zuerſt in der Gegend von Dokum, wo der heilige Bonifazius die Martyrkrone erlangt hatte. Das ehrerbietige, fromme Andenken an dieſen heiligen Martyrer war da ſo groß, daß die Einwohner den Predigten Willehads Gehör gaben und eine große Menge Volkes ſich taufen ließ.

Auf ſeinen weitern Reiſen kam er oft in Le-

bensgefahr. In Ober-Yſſel trugen mehrere Heiden darauf an, ihn umzubringen; andere aber widerſprachen ihnen. Da ſie nicht einig werden konnten, beſchloſſen ſie, das Loos über ihn zu werfen; denn ſie meinten, ihre Götter würden ſo entſcheiden, ob man ihn tödten ſolle oder nicht. Allein Gottes heilige Vorſehung lies nicht zu, daß ihn das Todesloos traf und errettete ihn. In Drenthe gaben viele Einwohner ſeinen Predigten Gehör. Allein da ſeine Jünger, ohne daß er es ihnen befohlen hatte, einen Götzentempel zerſtören wollten, ſo führte einer der Götzendiener mit dem Säbel einen mächtigen Hieb, auf ihn, um ihm den Kopf abzuhauen. Willehad wurde aber dadurch nicht verletzt; eine Halskette, an der er ein Kreuz mit Reliquien trug, hatte es verhindert. Die Götzendiener erſtaunten darüber; ſie erkannten daraus, daß er unter einem mächtigern göttlichen Schutze ſtehe, und zeigten von nun an große Hochachtung gegen den heiligen Mann.

Von hier aus ging Willehad über die Weſer und verkündigte das Evangelium in den Gegenden von Bremen. Bei der allgemeinen Empörung Sachſens gegen Karl den Großen mußten alle Glaubensboten entfliehen. Willehad flüchtete ſich in das Kloſter Echternach unweit Trier, und beſchäftigte ſich während des Krieges mit Beten, Leſen und Betrachten der heiligen Schrift. Sehr oft betete er

an dem Grabe des heiligen Willibrords; auch ſchrieb er viele Bücher der heiligen Schrift für ſich ab. Um dieſe Zeit machte er auch eine Reiſe nach Rom, und unterredete ſich mit dem Pabſte Hadrian über die Bekehrung der noch heidniſchen Völker in Deutſchland.

Als der Friede zwiſchen Sachſen und dem übrigen Deutſchland wieder hergeſtellt war, kehrte er in jene Gegenden Sachſens, die er verlaſſen hatte, wieder zurück. Er gründete hier viele chriſtliche Gemeinden und erbaute viele neue Kirchen; er wurde zum Biſchofe der Sachſen geweiht, und wählte ſeinen biſchöflichen Sitz zu Bremen. Mit glühendem Eifer erfüllte er unausgeſetzt alle ſeine biſchöflichen Pflichten. Auch als Biſchof behielt er ſeine gewohnte ſtrenge Lebensweiſe bei, lebte blos von Brod, Gemüſe und Baumfrüchten, und trank nichts als Waſſer. Niemals aß er Fleiſch; nur auf Befehl des Pabſtes genoß er wegen ſeiner ſchwachen Geſundheit etwas von Fiſchen. Seine unermüdete Thätigkeit in Erfüllung der Pflichten ſeines hohen Berufes ſetzte er fort bis in ſein Greiſenalter. Als er auf dem Sterbebette lag, und ſeine Jünger jammerten, daß ſeine Schäflein, wenn er ſie jetzt verlaſſe, der Raubgier der Wölfe ausgeſetzt ſeyn würden, ſprach er: „Seyd getroſt! Meine Heerde empfehle ich Demjenigen, der mir ſie anvertraut hat. Er wird ſie beſchützen; Er iſt die

lautere Liebe und Erbarmung.“ Nach ſeinem Tode wurde ſeine Leiche in die von ihm erbaute Cathedralkirche zu Bremen begraben.

Ansgar oder Anſchar, erſter Biſchof von Hamburg, war ein Mann von großem Verſtande, gründlicher Wiſſenſchaft und hoher Tugend. Als ein Knabe von fünf Jahren verlor er ſeine fromme Mutter; ſein Vater ſchickte ihn zur Erziehung und zum Unterrichte in das Kloſter Korvey in Frankreich. Der Knabe zeigte bald in ſeinem ganzen Betragen einen über ſein zartes Alter ernſten Sinn. Ein Traum hatte dieſes bewirkt. Ihm träumte, er wandle in einer moraſtigen Gegend auf einem ſehr ſchlüpfrigen Wege. In einer entfernteren Gegend erblickte er eine Schaar der Seligen. Unter vielen weißgekleideten Frauen und Jungfrauen ſah er — ſeine Mutter. Er wollte zu ihr eilen, vermochte aber nicht, ſich aus dem Moraſte heraus zu arbeiten. Eine hohe Frau, über alle andern erhaben, in der er die Mutter Jeſu zu erkennen glaubte, ſprach zu ihm: „Mein Sohn, wenn du an unſrer Seligkeit Theil haben willſt, ſo mußt du alle Eitelkeit der Welt fliehen, und allen Kinderſpielen entſagen. Denn wir verabſcheuen Alles, was eitel und böſe iſt. Wer an ſolchen Dingen noch Freude hat, kann nicht zu uns kommen.“

Noch eine andere Begebenheit machte einen eben ſo tiefen, wo nicht tiefern Eindruck auf ihn. Er

hatte in ſeinem dreizehnten Jahre den Kaiſer in aller erdenklichen Pracht und Herrlichkeit, mit Krone und Scepter, und umgeben von allen Fürſten und Großen des Reiches geſehen — und vernahm dann plötzlich, der Kaiſer ſey geſtorben. Wie noch nie in ſeinem Leben ſah er nun die Wahrheit der Worte ein: „Alles iſt eitel! Die Welt mit ihrer Herrlichkeit vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit." Mit erneutem Eifer widmete er ſich ganz der Frömmigkeit und Tugend, und war unermüdet in Erlernung der Wiſſenſchaften. Schon in ſeinem zwanzigſten Jahre hatte er es ſo weit gebracht, daß ihm nicht nur die Stelle eines Lehrers, ſondern dabei noch die Aufſicht über alle Kloſterſchulen anvertraut wurde.

Als Kaiſer Ludwig der Fromme, nach dem Vorbilde des Kloſters Corvey in Frankreich, ein ähnliches Kloſter in Weſtphalen zu errichten und es Neu-Corvey zu nennen dachte, wurde nach dem Rathe des Abtes Wala zu Alt-Corvey, vor allen Andern, Ansgar dahin berufen. Auch hier übergab ihm, Wohrin, der Prior des neuen Kloſters, die Einrichtung und Leitung der Schulen, und ernannte ihn zum Prediger an der neuen Kirche. Sowohl in der Schule als in der Kirche übertraf er bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und glühenden Andacht alle Erwartungen.

Harald, König von Dänemark, war zu dem

Kaiſer Ludwig gekommen, lernte da die chriſtliche Religion kennen, ließ ſich zu Mainz taufen, wobei der Kaiſer Pathenſtelle vertrat, und wurde ſo der erſte chriſtliche König von Dänemark. Ansgar wurde berufen, den König nach Dänemark zu begleiten, predigte dort den Dänen das Evangelium und bekehrte unzählige zum chriſtlichen Glauben; auch errichtete er eine Pflanzſchule für künftige Glaubensprediger, aus der die erſten Biſchöfe Dänemarks und Schwedens hervorgingen.

Biörn, auch Biorno genannt, König von Schweden, ließ durch Geſandte den Kaiſer Ludwig bitten, ihm Verkünder des chriſtlichen Glaubens zu ſchicken, indem er und ſein Volk ein großes Verlangen hätten, Chriſten zu werden. Auch zu dieſem wichtigen Geſchäfte, die Bekehrung Schwedens, wurde Ansgar auserkohren. Er begab ſich mit Withmar, einem frommen Ordensgeiſtlichen aus Alt-Corvey dahin, und viele Tauſende wurden in den Schoos der Kirche Jeſu aufgenommen. Dieß war der Anfang der Bekehrung Schwedens zum Chriſtenthum.

Ansgar wurde mit Recht der Apoſtel der Dänen und Schweden genannt, und da dieſe, wie noch ihre Sprache zeigt, im Grunde auch von den Deutſchen abſtammten, ſo kann er auch in dieſer Hinſicht ein Apoſtel der Deutſchen genannt werden.

Kaiſer Ludwig war darauf bedacht, das Vor-

haben ſeines ſeligen Vaters, Karls des Großen, auszuführen und in Hamburg einen erzbiſchöflichen Sitz zu gründen. Er richtete ſein Augenmerk auf Ansgar, und dieſer wurde vom Pabſt Gregor IV. zum Erzbiſchofe von Hamburg ernannt. Ansgar machte mit väterlicher Sorgfalt herrliche Anſtalten zum Beſten der Stadt und des Erzbisthums. Unter vielem Andern hat er den Dom, die Peterskirche zu Hamburg, ausgebaut, und zur Bildung junger Geiſtlichen vortreffliche Schulanſtalten errichtet und auch eine reichhaltige Bibliothek angelegt. Bei all dieſer beſtändigen Sorgfalt für die Stadt und das Erzbisthum verlor er Dänemark, Schweden und Norwegen nicht aus den Augen. Er ſandte von Zeit zu Zeit neue Glaubensboten dahin und reiste, unerachtet er in ſeinem Erzbisthume viele Reiſen zu machen und biſchöfliche Verrichtungen vorzunehmen hatte, öfter in jene Länder, predigte dort, erbaute neue Kirchen und unterſtützte auf alle Weiſe die Glaubensboten. Alles gelang ihm nach Wunſch.

Allein nun überfielen im Jahre 845, plötzlich die Normänner, ein noch heidniſches Volk aus Norden, die Stadt Hamburg. Dem Erzbiſchofe und den Einwohnern der Stadt blieb keine andere Wahl, als eilig zu entfliehen. Sie konnten nichts retten, als das Leben; alles das Ihrige mußten ſie zurücklaſſen. Allein Ansgar ſagte: „Der Herr hat es

gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſey gebenedeit.“

Die Stadt wurde geplündert und großen Theils in Aſche gelegt. Ansgar, der Erzbiſchof irrte lange umher und ſuchte vergebens ein Unterkommen. Einige, bei denen er eine ſichere Zuflucht zu finden hoffte, ſchlugen, wohl nun aus Furcht vor dem Feinde, ſie ihm ab. Endlich nahm eine ehrwürdige, fromme Frau von Adel, Namens Jkia, ihn und die Geiſtlichen, die ihn begleiteten, in eines ihrer Schlöſſer, Namens Ramesloh, im Herzogthume Lüneburg auf. Die edle Frau ſchenkte dieſes Landgut, das in einem Walde lag, dem Biſchofe ganz, und in der Folge errichtete er als ein Denkmal ſeiner Dankbarkeit gegen Gott und die fromme Frau das Kloſter Ramesloh.

Als Kaiſer Ludwig der zweite die feindlichen Normänner vertrieben und gegen ihre ferneren Ueberfälle das Land ſicher geſtellt hatte, kehrte Ansgar nach Hamburg zurück, ſeine zerſtreute Heerde verſammelte ſich wieder um dieſen ihren treuen Hirten. Er that alles, ſie zu tröſten, ſie im Glauben zu ſtärken, ihr Elend zu erleichtern; er traf alle Anſtalten, die Stadt wieder aufzubauen, und ſie wurde in kurzer Zeit ſchöner und größer als zuvor wieder hergeſtellt.

Als im Jahre 848 der Biſchof von Bremen ſtarb, vereinigte Pabſt Nicolaus das Biſthum

Bremen mit dem Erzbisthume Hamburg. Ansgar bewies in dem Bisthume Bremen einen eben ſo großen Berufseifer wie bisher in ſeinem Erzbisthume; ſeine Thätigkeit war unermüdet. Vorzüglich ließ er ſich das Predigtamt angelegen ſeyn. Seine Beredſamkeit wurde nicht nur bewundert; ſeine ehrwürdige hohe Geſtalt, ſeine kraftvollen Worte bewirkten, daß auch verſtockte Sünder ſich wahrhaft beſſerten, und gute Menſchen wurden. Er ſagte auch den Großen und Mächtigen unverholen die Wahrheit; alle aber, auch die Geringſten, die Reue zeigten und Beſſerung verſprachen, nahm er väterlich auf, ja umfaßte ſie liebevoll als ſeine Brüder.

Die Armen ehrten und liebten ihn als ihren Vater. Er theilte mit ihnen Alles, was er hatte, und ließ in Bremen ein großes Spital bauen, für arme Kranke und für alte Leute. Wenn er in dem Bisthume umherreiste, und jede Pfarrei beſuchte, ſo war er immer darauf bedacht, daß für die Armeu eine Mahlzeit bereitet werde, damit auch dieſe ſich ſeines Beſuches erfreuen konnten. Er ſelbſt ging hin und ſah nach, ob für alle geſorgt ſey, und bediente ſie wohl ſelbſt. Erſt nachher ſetzte er ſich ſelbſt zu Tiſche, auf den man nur wenige Speiſen auftragen durfte.

Als er vernahm, daß reiche Leute in den nördlichen Gegenden der Elbe, viele arme Kriegsge-

fangene, die ſich aus den Händen barbariſcher Völker geflüchtet und ihre Zuflucht zu ihnen genommen hatten, in Feſſeln legten, ſie zu ihren Sklaven machten, oder in die Sklaverei Anderer verkauften, eilte er unverzüglich dahin. Auf ſeine nachdrücklichen Ermahnungen, ſeine dringenden Bitten wurde allen dieſen Sklaven die Freiheit geſchenkt; er ſorgte noch weiter für dieſe arme Leute und ihre Freude, ihr Dank gegen den liebreichen chriſtlichen Biſchof läßt ſich wohl nicht beſchreiben.

Ueberall, wohin er kam, beſuchte er die Kranken, tröſtete ſie, und betete über ſie, und auf ſein frommes Gebet wurden viele geſund. Da einmal ſeine Begleiter eine ſolche Heilung als ein offenbares Wunder geprieſen haben, ſprach er: „Das größte Wunder, das durch die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes geſchehen kann, iſt — daß ein ſündiger Menſch heilig werde; und ich flehe zu Gott, daß dieſes Wunder auch an mir zu Stande kommen möge.“

Wie er in geſunden Tagen unermüdlich thätig zum Heile der Menſchen geweſen, ſo war er in ſeiner letzten Krankheit ein Vorbild der Geduld. Er war vier Monate lang ſchmerzlich krank, und zehrte ganz ab. Er ſah wohl ein, daß er von dieſem Krankenbette nicht mehr aufſtehen werde, und machte daher noch alle Anordnungen, die er zum Heile ſeiner zwei Biſthümer für nothwendig erach-

tete. Am Vorabend des Feſtes, das zum Andenken der Aufopferung des Kindes Jeſu im Tempel gefeiert wird, und an dem, zur Erinnerung: „Jeſus ſey das Licht der Welt," Kerzen geweiht und angezündet werden, befahl er, drei große Kerzen, die er für dieſes Feſt in Bereitſchaft hatte, an den Altären der heiligen Jungfrau, Johannes des Täufers, und des Apoſtels Petrus anzuzünden, und äußerte den Wunſch, nach ſeinem Tode in die Geſellſchaft dieſer Heiligen aufgenommen zu werden.

Die Morgenſtunden des Feſtes, in denen der feierliche Gottesdienſt in der Kirche gehalten wurde, brachte er auf ſeinem Sterbebette in ſtiller Andacht zu. Hierauf ſtärkte er ſich mit etwas Speiſe und verwendete den übrigen ganzen Tag dazu, die Seinigen, theils jeden einzeln, theils alle zuſammen zu ermahnen, um ſie zum Eifer im Dienſte des Herrn zu entflammen. Nach dieſem ließ er die Litanei und die Pſalmen für Sterbende beten, und zuletzt den Lobgeſang. „Herr, Gott, Dich loben wir," anſtimmen. Er dankte mit freudigem Herzen Gott, der ihm die Gnade verliehen, ſein Tagwerk zu vollenden, und der Tod hatte nichts Fürchterliches für ihn.

Mit Anbruch des folgenden Tages empfing er die heilige Kommunion, und betete mit erhobenen Händen für alle Menſchen, für Freunde und Feinde — und verſchied den dritten Februar 865. Sein

Verluſt wurde in Norddeutſchland, in Dänemark und Schweden allgemein beweint, und noch jetzt wird er mit Verehrung der Apoſtel von Bremen und Hamburg genannt.

Der Nachfolger des heiligen Ansgar in dem erzbiſchöflichen Amte war Rembert, deſſen Geſchichte ſehr viel Schönes und Erfreuliches enthält.

Ansgar hatte einſt das Kloſter Turhold, nicht weit von Brügge in Flandern, beſucht. Aus einem Fenſter ſah er zu, wie die Leute, die zur Kirche gingen, ſich betrugen. Die Knaben waren zu ſeinem Mißfallen ſehr ausgelaſſen, ſchrien, lachten und neckten einander. Nur ein Knabe, beinahe der kleinſte aus allen, ging ſeines Weges mit langſamen Schrittchen ganz allein, ohne auf die Spiele der übrigen zu achten. Man ſah es dem beſcheidenen Knaben an, daß er bedachte, er gehe in das Haus Gottes. Auch in der Kirche betete dieſer Knabe mit großer Andacht und bezeichnete ſich vor und nach dem Gottesdienſte andächtig mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Ansgar ließ ihn zu ſich rufen, redete freundlich mit ihm, that viele Fragen an ihn und fand, daß er noch ganz unverdorben und von ganz vorzüglichem Verſtande ſey. Er fragte ihn, ob er wohl Luſt hätte, als Schüler in das Kloſter aufgenommen zu werden. Der Knabe verſicherte, nichts von der Welt könnte ihn mehr erfreuen. Ansgar ſprach hierauf mit den Ältern des

Knaben, und auch dieſe bezeigten über das Anerbot des Erzbiſchofes eine unbeſchreibliche Freude. Ansgar übergab und befahl nun den Knaben den Lehrern im Kloſter, ihn vor Allem in der Wiſſenſchaft des Heils und dann in allen nützlichen Kenntniſſen wohl zu unterrichten, und ſetzte ſeine apoſtoliſche Reiſe weiter fort.

Als Rembert erwachſen war, und Ansgar wieder das Kloſter beſuchte, bezeugten der Abt und alle Lehrer und Geiſtliche des Kloſters einmüthig, daß ſie des jugendlichen Remberts Wiſſenſchaft, Frömmigkeit und Tugend nicht genug bewundern konnten. Er hatte die heilige Schrift und die Theologie unter ſtetem Gebete und mit ſolchem Eifer ſtudirt, daß ſein ganzes Herz von Liebe zu Gott glühte. Von den philoſophiſchen Wiſſenſchaften, mit denen er ſich auch wohl bekannt gemacht hatte, pflegte er zu ſagen: „Die Betrachtung des Todes iſt die beſte Philoſophie; ſie lehrt uns ſo zu leben, daß wir einſt getroſt ſterben können; ſie ſtimmt mit dem Ausſpruche der heiligen Schrift überein: In allen deinen Werken gedenke an deine letzten Dinge, ſo wirſt du in Ewigkeit nicht ſündigen."

Ansgar nahm ihn nun als ſeinen Mitarbeiter und beſtändigen Gefährten zu ſich. Von dieſer Zeit an ſchied Rembert nicht mehr von ihm, und erzeigte ihm alle erdenkliche Dienſte. Ansgar betheuerte auf ſeinem Sterbebette, bei dem Rembert zu-

gegen war, er wünſche und erwarte, Rembert werde zu ſeinem Nachfolger erwählt werden. „Denn wißt, ſagte er, Rembert iſt würdiger ein Erzbiſchof als ich ein Diakon zu ſeyn."

Wie Ansgar es wünſchte und erwartete, ſo geſchah es auch. Rembert wurde einſtimmig zum Erzbiſchofe erwählt, von dem Pabſte und dem Kaiſer beſtättiget, von dem Erzbiſchofe Lindbert von Mainz mit Beihülfe des Biſchofes Lindwart von Paderborn und des Biſchofes Theodorich von Minden geweiht, und ihm zum Zeichen dieſer Würde der erzbiſchöfliche Hirtenſtab übergeben. Er trat in die Fußſtapfen des heiligen Ansgar ein, und war in Erfüllung aller Pflichten ſeines hohen Berufes unermüdet. Beſonders ließ er ſich das Predigtamt angelegen ſeyn, und predigte überall, wohin er auf ſeinen von Zeit zu Zeit vorgenommenen Viſitationsreiſen kam. Die Zeit, die er von Amtsgeſchäften frei hatte, brachte er abwechſelnd mit Beten und Leſen der heiligen Schrift zu. Wenn aber, während er in das Gebet vertieft war, plötzlich ein Geſchäft auskam, ſo ſtand er unverzüglich vom Gebete auf, und unterzog ſich freudig der Arbeit. „Denn, ſagte er, jedes Werk, das Gott uns auflegt und wir aus Liebe zu Ihm vollbringen, iſt ein Gebet; auch Arbeiten iſt Beten."

Er war ein großer Wohlthäter der Armen. Auf allen ſeinen Reiſen gab er den Geiſtlichen, die

ihn begleiteten, Geld mit, das einzig zu Unterſtützung der Dürftigen beſtimmt war. Er ſelbſt trug eine beſondere Geldtaſche an ſeinem Gürtel, aus der er jedem Armen, der ihn ſelbſt anſprach, reichlich mittheilte. Dabei unterließ er nie, ihm einige heilſame Worte zu ſagen. Er pflegte zu ſagen: „Es iſt ein größeres und edleres Almoſen, die Seele, die zum ewigen Leben beſtimmt iſt, mit dem Brode des göttlichen Wortes zu nähren, als den ſterblichen Leib mit irdiſcher Speiſe zu ſättigen; beides ſoll aber geſchehen!" — wie er denn auch immer darauf bedacht war, für Leib und Seele der Menſchen zu ſorgen, was Chriſtus ſelbſt beſtändig gethan hat.

Damals wurden die chriſtlichen Bewohner des Landes von den benachbarten heidniſchen Völkern nicht ſelten überfallen und ausgeplündert. Viele Männer und Weiber wurden gefangen hinweggeführt, und nur für ſchweres Löſegeld wieder frei gegeben, oder anderswohin in die Sklaverei verkauft. Ansgar gab Alles her, was er hatte, und auftreiben konnte, um Gefangene loszukaufen. Da alles nicht zureichen wollte, ſo befahl er, die ſilbernen und goldenen mit Edelſteinen gezierten Gefäße, die zum Altardienſte beſtimmt waren, zu Geld zu machen, um Gefangene zu erlöſen. Einige tadelten ihn deßhalb heftig, und behaupteten, es ſey nicht recht, und durchaus nicht erlaubt, daß man etwas

von dem, was dem Gottesdienſte geheiligt ſey, anderswozu verwende. Ansgar ſprach: „Da habt ihr allerdings Recht; wenn aber die Noth ſo dringend iſt, wenn Menſchen in Gefahr ſind, im Elende umzukommen, oder gar von dem Glauben abzufallen — da iſt es anders! Die nöthigen Kirchengefäße können nach und nach wieder angeſchafft werden. Wenn aber nur ein Menſchenleben verloren ginge, ſo wäre der Verluſt unerſetzlich; alles Gold und Silber, alle Koſtbarkeiten der Welt ſind nichts dagegen. Wenn wir dergleichen Dinge hingeben, um Menſchen zu retten, ſo iſt dieſes Gott das angenehmſte Opfer."

Eines Tages befand er ſich auf der Reiſe nach Schleswig, um dort eine neugebaute Kirche einzuweihen. Da begegnete ihm ein Zug Gefangener, die mit Ketten beſchwert und von vielen Bewaffneten begleitet, zum Verkaufe auf den Sklavenmarkt abgeführt wurden. Unter den Gefangenen befand ſich, als Sklavin gekleidet, eine geraubte Kloſterjungfrau. Als dieſe den Erzbiſchof erblickte, fiel ſie auf die Knie nieder, und flehte zu ihm, ſie zu erretten. Um ihm zu zeigen, daß ſie eine Chriſtin ſey und aus ihrem Kloſter geraubt worden, fing ſie an in lateiniſcher Sprache Pſalmen zu ſingen. Der Erzbiſchof bot den Barbaren eine große Summe als Löſegeld an. Allein ſie ſagten: Für Geld ſey ihnen dieſe Sklavin nicht feil, wenn er ihnen aber

ſein Reitpferd ſammt Zaum und Sattel gebe, ſo wollen ſie die Gefangene loslaſſen. Ansgar ſtieg unverzüglich ab und übergab ihnen das Pferd. Die Jungfrau dankte dem Erzbiſchofe unter Thränen und kehrte hocherfreut in ihr Kloſter zurück; Ansgar aber ſetzte ſeine Reiſe zu Fuße fort.

Als bei ihm die Beſchwerlichkeiten des Alters ſich einſtellten, blieb er dennoch in ſeinen biſchöflichen Amtsverrichtungen und Reiſen unermüdet, jedoch bewirkte er, daß Adelgar, ſein vertrauter Freund und Mitarbeiter, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger ernannt wurde, was er aber nicht aus Freundſchaft für dieſen, ſondern einzig zum Beſten beider Bisthümer gethan hat.

Ein ganzes Jahr, ehe er ſtarb, ſagte er ſeinen Tod beſtimmt voraus. Er wurde ihm in einem Traume, von dem er aber nur ſeinen nähern Freunden erzählte, angedeutet. Was in dieſem etwas dunkeln Traume auch uns als hell und klar einleuchten muß, iſt, daß darin ein biſchöflicher Siegelring als Sinnbild des Glaubens vorkommt. Er hatte dieſen Ring, oder vielmehr den Glauben, ſein ganzes Leben hindurch treulich bewahrt; jetzt aber ließ er den Gläubigen ſeiner zwei Bisthümer dieſen Ring zurück, und alle, die ihm im Traume vorkamen, waren eifrig bemüht, dieſen koſtbaren Ring zu ſuchen und ſich anzueignen. Nach den Winken, die ſeine Lebensbeſchreibung gibt,

bedeutet das Gold aus dem der Ring beſtand, unſer Glaube ſoll rein und lauter ſeyn, wie Gold; das Siegel, das in den Edelſtein des Ringes eingegraben war, deutet an, nur durch den Glauben könne das Ebenbild Gottes der Seele eingeprägt werden. Dieſen Ring ſollen wir nicht blos zur Zierde an der Hand tragen, ſondern zur Erinnerung, daß unſer Glaube ſich durch gute Werke unſrer Hand, durch edle Handlungen bewähren müſſe.

Auf ſeiner letzten biſchöflichen Reiſe ſagte er ſeinen Bisthumsangehörigen überall, daß er nicht mehr zu ihnen kommen werde, und daß ſie von nun an ſein Angeſicht nicht mehr ſehen werden. Er ermahnte ſie in Glauben, Hoffnung und Liebe ſtandhaft zu bleiben, und gab ihnen das letzte Mal ſeinen biſchöflichen Segen. Als er in Bremen ankam, wurde er gefährlich krank. Wie er in ſeinem ganzen Leben dem heiligen Ansgar ähnlich war, ſo war er es auch in ſeinem Tode. Am ſiebenten Tage ſeiner Krankheit empfing er das heiligſte Sakrament des Altars und die heilige Oelung. Er bat alle Umſtehende und Entfernte um Verzeihung, wenn er ſie je beleidigt haben ſollte, und verzieh allen, die ihn beleidigt hatten. So in Frieden, alle ſegnend und für alle betend, verſchied er den 11. Julius 888.

Als die Nachricht von dem Tode des Erzbi-

ſchoſes bekannt wurde, entſtand in der Stadt und im ganzen Lande ein ſolcher Jammer, als wäre in jedem Hauſe der Reichen und in jeder armen Hütte der eigne Familienvater geſtorben. Beſonders beweinten die Armen ſeinen Verluſt. „Ach, klagten viele laut, wo werden wir wieder einen ſolchen Vater der Armen finden, der ſich unſer ſo annimmt, wie er für uns geſorgt hat! O Jeſu Chriſte, vergilt du, wie du es verheißen haſt, ihm dort in den Wohnungen des Himmels Alles, was er hier auf Erden Jedem, auch dem Geringſten aus uns gethan hat.“ Seinem letzten Willen gemäß wurde er nicht in die Kirche, ſondern auf dem allgemeinen Gottesacker begraben, und unzählige Thränen floſſen an ſeinem Grabe. Sein Nachfolger Adelgar ließ ein ſchönes Denkmal auf dem Grabe errichten und eine Kapelle darüber erbauen, die nach vielen Jahren noch von andächtigen Chriſten beſucht wurde.

Von den apoſtoliſchen Männern, die theils mit Bonifacius nach Deutſchland gekommen ſind, theils nach ſeinem Tode ſein großes Werk noch fortgeſetzt haben, wiſſen wir, außer den bereits genannten, beinahe nur mehr die Namen; nur von zwei derſelben, von Sola und Sebald ſind uns einige Lebensumſtände bekannt.

Sola, ein Jünger des heiligen Bonifacius, war mit ihm nach Deutſchland gezogen, um ihm auf ſeinen Reiſen in Verkündigung des Evangeliums

ein treuer Gehülfe und Mitarbeiter zu ſeyn. Als ſein heiliger Lehrer Bonifacius geſtorben war und er ſelbſt anfing zu altern, erbaute er ſich in einer damals ſehr ſchauerlichen Wildniß, etwa drei Stunden von Eichſtädt, aufwärts an der Altmühl, eine Zelle und lebte da als Einſiedler, meiſtens von Wurzeln und Kräutern. Der Biſchof Willibald und der Abt Wunibald blieben bis an ihren Tod ſeine Freunde. Sie beſuchten ihn und er beſuchte ſie von Zeit zu Zeit. Die Kraft, mit der er bisher an vielen Orten das Evangelium gepredigt hatte, ſeine gegenwärtige, ſtrenge Lebensart, und die Wunderthaten, die von ihm erzählt wurden, bewogen viele troſtloſe Menſchen, die von Zweifeln, Gewiſſensängſten oder ſonſt großer Betrübniß beunruhigt waren, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, und alle fanden bei ihm Belehrung, Beruhigung und großen Troſt. Manchmal kamen ganze Schaaren Menſchen zu ihm, und er verkündigte ihnen Jeſum Chriſtum und forderte ſie auf, Buße zu thun. Das Volk nannte ihn daher, die Stimme des Predigers in der Wüſte.

Sola erreichte ein ſehr hohes Alter und wurde immer berühmter. Der Ruf ſeiner Heiligkeit kam dem Kaiſer Karl dem Großen zu Ohren. Der Kaiſer ſchenkte, nachdem er genaue Erkundigung eingezogen, ob das Gerücht die Wahrheit ſage, dem heiligen Einſiedler allen Grund und Boden

rings um deſſen Zelle, und ſetzte ihn in den Stand, hier eine Kirche und ein Kloſter zu bauen. Viele Adelige, die in der Umgegend Landgüter hatten, gaben dieſe dazu. Das Kloſter wurde Solenzell genannt. In Folge der Zeit erhielten Kloſter und Kirche den Namen Solenhofen. Nach und nach entſtand dabei das große Dorf gleichen Namens, das wegen ſeines Marmorbruches, woher die Solenhofer Steine kommen, berühmt iſt.

Sebald hat in den Gegenden von Nürnberg das Evangelium gepredigt und die Bewohner der Stadt und des Landes ehrten ihn als einen ihrer erſten Apoſtel. Er hat, wie Sola, zur Zeit des heiligen Willibalds gelebt; auch er zog ſich, wie der Einſiedler Sola von Zeit zu Zeit in die einſame Zelle einer Wildniß zurück, um durch Gebet und Betrachtung Kraft zu ſeinem apoſtoliſchen Berufe zu ſammeln. Wie viel er gewirkt haben muß, und in welch hoher Verehrung er deßhalb ſchon von der älteſten Zeit her bei den Bewohnern Nürnbergs ſtand, erhellet daraus, daß die ſchönſte Kirche der Stadt, die Sebalduskirche, ſeinem Andenken gewidmet iſt. In eben dieſer Kirche iſt ihm ein prachtvolles, mit großer Kunſt aus Metall gegoſſenes Grabmal errichtet.

XII.

Kaiſer Karl der Große.

Kaiſer Karl, wegen ſeiner großen Eigenſchaften der Große genannt, hat ſich um die chriſtliche Religion ſo hoch verdient gemacht, daß er in der Geſchichte ihrer Einführung und Verbreitung in Deutſchland unter allen Regenten eine ganz vorzügliche Stelle einnimmt. Wie Konſtantin der Große, der erſte chriſtliche Kaiſer, indem er die Verfolgungen gegen die Chriſten verboten und für ihre Religion Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan hat und ſo, was in dieſer Geſchichte nicht unbemerkt bleiben konnte, die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland vorbereitet hat; ſo hat Kaiſer Karl der Große das Werk der Apoſtel Deutſchlands, in ſo fern dies von einem Weltbeherrſcher geſchehen kann, vollendet und feſt gegründet.

Karl hat ſich durch ſeine vielen Kriege und Siege in der Weltgeſchichte großen Ruhm erworben; zu noch ohne Vergleich größerm Ruhme gereicht es ihm, daß er ſich aus allen Kräften beſtrebt hat, in den Ländern, die er ſeinem Zepter unterworfen, die Religion, gute Sitten und die Wiſſenſchaften aufblühend zu machen und auch Alles, was zum leiblichen

Wohle ſeiner Untergebenen dienen konnte, zu beſördern.

Er war der chriſtlichen Religion, in der er von ſeinem Vater Pipin erzogen worden, von ganzem Herzen zugethan, und bemüht, ſich mit ihr immer vertrauter zu machen. Nach der heiligen Schrift, die er ſehr gerne las, war ihm das Werk des heiligen Auguſtin von der Stadt oder der Gemeinde Gottes das liebſte Buch; er ließ ſich bei Tiſch daraus vorleſen, und hatte es faſt immer unter dem Kopfkiſſen, um ſogleich beim Erwachen darin leſen zu können. Denn er verſtand die lateiniſche Sprache ſehr gut und konnte ſie richtig und geläufig ſprechen; auch die griechiſche Sprache verſtand er.

Er berief die größten chriſtlichen Gelehrten ſeiner Zeit, zum Beiſpiele den berühmten Alkuin aus England und den Diakon Paul aus der Lombardei an ſeinen Hof, ging mit ihnen als mit ſeinen Freunden um, und hatte ſie täglich bei Tiſche, um aus dem Umgange mit ihnen zu lernen. Seine Tafel war ſehr einfach, und beſtand meiſtens nur aus drei oder vier Speiſen. Eben ſo einfach war ſeine Kleidung; ſie war blos aus Leinwand und Wolle, die ſeine Töchter geſponnen hatten. Nur wenn er fremden Geſandten Audienz gab, erſchien er prächtig in Goldſtoff gekleidet, mit der goldenen Krone auf dem Haupte und dem Zepter von Gold in der Hand; ſeine Schuhe waren mit Edelſteinen beſetzt.

Eine große Angelegenheit war es ihm, daß der öffentliche Gottesdienſt würdig gehalten werde. Er ließ in Aachen, wo er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren faſt beſtändig aufhielt, eine prachtvolle Kirche erbauen; die Säulen ließ er, weil er in Deutſchland weder tauglichen Marmor noch geſchickte Steinhauer dazu fand, ſehr kunſtreich in Rom und in Ferrara verfertigen und nach Aachen führen.

Alle prieſterliche Kleidungen waren der Würde des Gottesdienſtes gemäß; alle, auch die niedrigſten Kirchendiener, ſogar die Thürhüter durften in ihrem Dienſte nicht anders, als in einer eigenen kirchlichen Kleidung erſcheinen. Die Altargefäße waren vom reinſten Golde und mit Edelſteinen geziert. Die ſonntäglichen Evangelien und viele ausgezeichnete Predigten ließ er aus der griechiſchen und lateiniſchen in die deutſche Sprache überſetzen, damit die Geiſtlichen bei dem Gottesdienſte davon Gebrauch machen konnten. Er ließ die trefflichſten Sänger aus Italien kommen, damit ſie die Deutſchen im Kirchengeſange unterrichteten, worin aber dieſe wegen ihrer noch rauhen Ausſprache nur wenige Fortſchritte machten.

Er ſtiftete in Deutſchland zwei Erzbisthümer, dreizehn Bisthümer und viele Klöſter. An jeder Domkirche und in jedem Kloſter befanden ſich Schulen für Knaben und Jünglinge, die ſich Aemtern

in der Kirche oder im Staate widmen wollten. Er ſelbſt wohnte den Prüfungen bei. Eines Tages kam er in eine Schule, und ließ ſich die ſchriftlichen Arbeiten der Schüler vorlegen, die er aufmerkſam durchging. Er ſetzte ſich nun auf einen herbeigebrachten Thron, und befahl, daß diejenigen, deren Aufſätze er ſchlecht fand, zu ſeiner Linken, diejenigen aber, die gut gearbeitet hatten, zu ſeiner Rechten ſtehen ſollten. Es fand ſich, daß zu ſeiner Linken faſt lauter Vornehme und Reiche ſtanden; die zur Rechten aber faſt alle von geringem Stande waren. Nun erhob er ſeine unüberwindliche Rechte zum Himmel und ſprach zu denen, die auf der Linken ſtanden: „Ich betheure euch bei Gott, wenn ihr euch nicht beſſert, ſo ſollt ihr in meinem Reiche nicht einmal die Stelle eines Thorſchreibers erhalten.“ Hierauf wandte er ſich zu denen auf der rechten Seite, und ſprach: „Seyd immer ſo fleißig, wie bisher, und ich werde euch zu den erſten Ehrenämtern meines Reiches befördern.“ Dieſe Art von Gericht machte auf die Schüler und ihre Aeltern einen erſchütternden Eindruck. Es iſt nicht zu zweifeln, daß viele Unfleißige fleißiger geworden.

Die deutſche Sprache war zu Kaiſer Karls Zeiten noch ſehr roh und ungebildet. Es iſt davon hie und da noch ein Müſterchen bis auf unſre Zeiten gekommen. Die Sachſen, zum Beiſpiele, die gegen Kaiſer Karl unter ihrem Feldherrn Wittekind

Krieg führten, beteten zu ihrem Gotte Wodan: „Hilli, froti Wodana! Ilp osk und osken pana Uutikin of then aiskana Karlegi. Ik lif ti in our, un ton ſkapa, un tat roſe. Ik ſlagte ti all fanka up tinen iliken Artisberka.“ Dieß lautet in unſerer gegenwärtigen Sprache ſo: „Heiliger, großer Wodan! Hilf uns und unſerm Panierherrn Wittekind gegen den abſcheulichen Karl. Ich gebe dir einen Auerochſen, und zwei Schafe und den Raub. Ich ſchlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge.“ Wir ſehen daraus, daß damals nicht nur die Sprache der Sachſen, ſondern auch ihre ganze Denkart ſehr roh und höchſt ungebildet war. Welche irrigen Vorſtellungen hatten ſie von Gott Wie grauſam waren ſie gegen die Menſchen! Sie brachten Gott ſogar Menſchenopfer dar. Karl hat den Krieg gegen ſie nicht angefangen, denn ſchon ſeit den Zeiten des heiligen Bonifacius waren ſie vielfältig in Franken und Thüringen eingebrochen, und hatten überall Raub und Mord verübt. Karl mußte ſein Land gegen ſie vertheidigen; er beſiegte ſie öfters und ſchloß Frieden mit ihnen. Sie brachen aber den Frieden, den ſie heilig beſchworen hatten, immer wieder, und verheerten, ſobald Karl mit andern Kriegen beſchäftigt war, ſein Land durch Feuer und Schwert. Endlich überwand Karl ſie in einer großen Hauptſchlacht ſo entſcheidend, daß ſie ernſtlich um Frieden baten. Karl lud

ihren Heerführer Wittekind zu ſich ein, um mit ihm den Frieden zu unterhandeln. Wittekind traute ihm, kam, und Karl nahm dieſen tapfern Fürſten ſehr edel und großmüthig auf; Wittekind lernte durch Karl die chriſtliche Religion näher kennen und ließ ſich taufen, und die Sachſen folgten ſeinem Beiſpiele.

Karl bemühte ſich auch, die deutſche Sprache, die er zu ſchätzen wußte, zu vervollkommnen, und er ſelbſt ſchrieb die erſte deutſche Sprachlehre. Wie glücklich er anſtatt der lateiniſchen Worte deutſche aufzufinden verſtand, davon zeigen die deutſchen Namen, die er den zwölf Monaten gegeben hat. Den Januar nannte er Wintermonat, den Februar Hornung, den Martius oder März Lenz=, das iſt Thaumonat, den April Oſtermonat, den Maius oder Mai, Wonnemonat, den Junius Brachmonat, den Julius Heumonat, den Auguſt Aerntemonat, den September Herbſtmonat, den Oktober Weinmonat, den November Windmonat, den Dezember Chriſtmonat. Es iſt zu bedauern, daß dieſe Benennungen nicht allgemein beibehalten wurden.

Auch auf Alles, was nur immer zum zeitlichen Wohle der Deutſchen dienen konnte, war Karl bedacht; vorzüglich bemühte er ſich den Handel und den Ackerbau zu befördern. Er fieng deßhalb an, die Altmühl und den Main, und ſohin den Rhein und die Donau miteinander zu verbinden, und der Schiff=

fahrt aus dem Nordmeer bis in das ſchwarze Meer einen neuen Weg zu eröffnen. Dieſes große Werk, das Karl der Große nicht ausführen konnte, und liegen laſſen mußte, hat König Ludwig der I. von Bayern neu aufgenommen und vollendet, und dieſer große Kanal, im Jahre 1846 zu Stande gekommen, wird mit Recht, und wohl für künftige Jahrhunderte, der Ludwigskanal genannt. Karl legte mehrere Maierhöfe als Muſterſchulen der Landwirthſchaft an, und durchſah aufmerkſam die Rechnungen über alle, auch die geringſten Einnahmen und Ausgaben, die man ihm jährlich vorlegen mußte. So umfaßte dieſer große Geiſt das Größte und das Kleinſte, den Welthandel, — die Verbindung zweier Meere und die Zahl der Eier, die auf einem Bauernhofe gewonnen wurden.

Karl war bisher dreimal nach Rom gereist, theils aus Andacht, theils um Künſte und Wiſſenſchaften, die dort mehr als in der übrigen Welt blühten, näher kennen zu lernen, theils um den Pabſt gegen Feinde zu beſchützen. Als er bereits das ganze ehemalige römiſche Reich beherrſchte und mit aller Welt Friede gemacht hatte, aber immer noch blos König genannt wurde, reiste er das vierte Mal nach Rom. In der heiligen Nacht des Weihnachtsfeſtes kniete er, in einen Purpurmantel gehüllt, ſeiner frommen Gewohnheit gemäß, vor den Stufen des Altars. Da wandte ſich der Pabſt

plötzlich gegen ihn, ſetzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt und rief mit lauter Stimme: „Heil dem römiſchen Kaiſer Karl.“ Alles Volk, von dem die große Peterskirche gedrängt voll war, rief einſtimmig: „Heil dem römiſchen Kaiſer Karl dem Großen.“ Von dieſer Zeit an nannte man die Könige der Deutſchen römiſche Kaiſer.

Als Karl der Große ein hohes Alter erreicht hatte, und wohl fühlte, daß ſeine Kräfte abnahmen, beſchloß er die Regierung ſeinem Sohne Ludwig zu übergeben. Er begab ſich mit ihm in die Hauptkirche zu Aachen, kniete mit ihm an dem Altare, auf dem, wie er befohlen hatte, ſeine Krone lag, nieder und betete inbrünſtig. Hierauf erhob er ſich und ermahnte ſeinen Sohn, Gott zu fürchten und zu lieben, Seine Gebote zu halten, die Kirche gegen feindſelige Menſchen zu ſchützen, ſich der Armen anzunehmen, ſein Volk zu lieben wie ſeine Kinder, getreue und gottesfürchtige Beamten anzuſtellen, und ſich jederzeit vor Gott und Menſchen unſträflich zu betragen. „Willſt du, mein lieber Sohn, dieſes Alles erfüllen?“ ſprach der gerührte Greis. Ludwig verſprach es unter heißen Thränen. „Nun denn, ſprach Karl, ſo nimm die Krone und ſetze ſie dir auf, ſie ſoll dich ſtets an dein Verſprechen erinnern.“ Die Großen des Reiches und alles gegenwärtige Volk riefen: „Das iſt Gottes Wille!“

Bald darauf befiel den Kaiſer Karl ein heftiges Fieber. Er wollte anſtatt der Arzneien ſich durch Faſten kuriren, wie er es immer gewohnt war. Allein diesmal gelang es ihm nicht mehr; ſeine Kräfte waren zu erſchöpft. Am 28. Januar 814, morgens um zehn Uhr fühlte er, der letzte Augenblick, der uns allen bevorſteht, ſei da. Er faltete ſeine Hände über der Bruſt und verſchied mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“

Karls Leichnam wurde mit den kaiſerlichen Kleidern angethan, und mit der Krone auf dem Haupte in einem goldenen Thronſeſſel ſitzend, in der Gruft der Hauptkirche zu Aachen beſtattet. In der kaiſerlichen Krone von Gold befand ſich ein Partikel von dem Holze des ächten Kreuzes Jeſu; ein Evangelium, mit goldenen Deckeln geziert, hatte er auf ſeinem Schooße liegen. Zur Seite lehnte ſein Schwert mit goldenem Griffe; gegenüber an der Wand war ſein Zepter und ſein Wappenſchild angebracht, beide von Gold. So wurde dem Willen Karls gemäß, den Zeichen der Religion Jeſu der Vorzug vor den Zeichen ſeiner weltlichen Macht und ſeiner Weltherrſchaft gegeben.

Eginhard, Karls Geheimſchreiber, ein Deutſcher, den Karl erzogen hatte, ein ſehr gelehrter und frommer Mann, hat Karls Lebensbeſchreibung in richtigem Latein und ſchönem Style verfaßt

Nach dem Tode des Kaiſers begab ſich Eginhard in den Orden der Benediktiner, erbaute auf ſeine Koſten eine berühmte Abtei, und nannte ſie, weil er hier ſeine Seligkeit allein in Gott und Jeſus Chriſtus ſuchte und fand — Seligenſtadt. Er ſtarb hier als der erſte Abt. Die Stadt gleichen Namens, die dabei nach und nach entſtand, hat ihr Entſtehen dieſer Abtei zu danken.

Wenn wir nun, indem wir dieſe Nachrichten von Einführung der chriſtlichen Religion in unſerm deutſchen Vaterlande beſchließen, noch einen Blick auf das alte Deutſchland mit ſeinen unermeßlichen Wäldern und unzähligen Sümpfen zurückwerfen, und das gegenwärtige Deutſchland damit vergleichen, welche glückliche Veränderung ſtellt ſich uns dar! Jene alte Deutſchen lebten noch in der Finſterniß der Unwiſſenheit; wie in ihrem Lande düſtere Wälder den goldenen Sonnenſtrahlen wehrten, es zu befruchten, ſo fehlte ihrer Seele das Licht hellerer Erkenntniß Gottes; wie der rauhe Boden keine edlere, ſondern nur dürftige Baumfrüchte, keine Reben, keine beſſere Getreidfrüchte hervorbrachte, ſo waren auch ihre Sitten noch rauh und wild. In dem ganzen Lande ragte kein Kirchthurm empor; nirgends ertönte eine Glocke; es gab keine Städte. Und welch andere Geſtalt hat nun Deutſchland? wo man nun abwechſelnde reiche Kornfelder, Weinberge und Wälder

von Obſtbäumen erblickt, und ganze Strecken Landes einem Garten gleichen. In wie vielen ehrwürdigen alten Münſterkirchen wird jetzt das Evangelium verkündet, der einzig wahre Gott angebetet und in lauten Lobgeſängen und mit Orgeltönen geprieſen und das Verſöhnungsopfer des Todes Jeſu gefeiert! Wie viele Millionen von Bewohnern größerer und kleinerer Dörfer werden des nämlichen Heiles theilhaft! Dieſe glückliche Veränderung haben wir nach Gott zuerſt den frommen Männern zu danken, die unter unzähligen Mühſeligkeiten, ja mit Vergießung ihres Blutes den Deutſchen das Evangelium verkündet haben, und deßhalb die Apoſtel der Deutſchen genannt werden. Sie erbauten die erſten Kirchen und Klöſter, bei denen nach und nach große Städte und Flecken erbaut wurden. Sie gaben den erſten Anſtoß zu den prachtvollen Domkirchen, welche die Nachwelt bewundert, und zu den wohlthätigen Anſtalten, welche durch die Großmuth chriſtlicher Regenten und reicher Wohlthäter, die den Werth der chriſtlichen Religion zu ſchätzen wußten, zu Stande gekommen. Sollten wir gegen alle dieſe frommen Männer nicht den innigſten Dank empfinden? Sollten nicht auch wir die Religion Jeſu als das größte Geſchenk des Himmels anerkennen, Gott dafür danken, und uns des angebotenen Heiles theilhaftig zu machen ſuchen! Durch die Bemühungen und

den Schweiß dieſer in jeder Hinſicht unermüdet thätigen Männer wurden die Urwälder Deutſchlands ausgerodet, Sümpfe trocken gelegt, die Gewächſe anderer Welttheile nach Deutſchland verpflanzt. Dieſe Wohlthaten genießen wir noch. Kornfelder, Weinberge und Obſtgärten grünen und blühen bis auf unſere Zeiten fort und bringen ihre Früchte. Möchte die ohne Vergleich höhere Wohlthat, die Religion Jeſu, an uns reichliche Früchte für die Ewigkeit bringen!

Verzeichniß

der

Heiligengeſchichten dieſes Bändchens,

nebſt den bei der Bearbeitung derſelben benützten Schriften.

I. Der h. Auguſtinus, Apoſtel der Deutſchen in England, von denen die jetzigen Engländer abſtammen. Aus Beda's Kirchengeſchichte Englands, und aus den Briefen des h. Gregor des Großen, Pabſtes und Kirchenlehrers.

II. Der h. Paulinus. Aus Beda's Kirchengeſchichte Englands.

III. Der h. Alban. Eben ſo aus Beda, der mit Recht der Ehrwürdige genannt wird.

IV. Der h. Wilfried. Sein Leben, von Eddi Stephani, Chorherrn und erſtem Sänger an der Domkirche zu Kanterburi verfaßt, findet ſich bei Mabillon.

V. Der h. Willibrord. Seine Lebensbeſchreibung haben wir dem berühmten Alkuin, dem Lehrer und Freunde Kaiſers Karl des Großen zu danken.

VI. Der h. Bonifacius, der größte unter den Apoſteln der Deutſchen. Aus ſeinen Briefen und ſeiner von dem h. Biſchofe Willibald und von Othlo verfaßten Lebensgeſchichte. Das vortrefflichſte, ausführlichſte und gründlichſte Werk der neueſten Zeit über dieſen großen, heiligen Mann, für Gelehrte, iſt: „Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, nach ſeinem Leben und Wirken geſchildert von J. Ch. A. Seiters, katholiſchem Pfarrer in Göttingen.

VII. Der h. Gregorius. Sein Leben beſchrieb mit großer Treue und Liebe ſein Jünger, der h. Ludger, Biſchof zu Münſter in Weſtphalen.

VIII. Die heiligen Geſchwiſter Willibald, Wunibald und Walburga. Ihre Anverwandte, eine ungenannte fromme Kloſterjungfrau zu Heidenheim, iſt die Verfaſſerin dieſer Lebensgeſchichte. Lioba's Leben ſchrieb Rudolph, Kloſtergeiſtlicher zu Fulda, aus Auftrag ſeines Lehrers und Abtes, des berühmten Rhabanus Maurus.

IX. Der h. Pirmin. Nebſt vielen Andern, die von ihm Meldung thun, beſchrieb deſſen Leben Warmann, Mönch zu Reichenau, geborner Graf von Kiburg und Dillingen, in der Folge Biſchof von Conſtanz.

X. Der h. Meinrad. Aus ſeinem Leben, das Chriſtoph Hartmann, nach einer alten Handſchrift in Maria-Einſiedeln herausgegeben, und das, ſehr wahrſcheinlich, Benno, erſter Abt zu Einſiedeln und nachmals Biſchof zu Metz verfaßt hat.

XI. Die Apoſtel der Sachſen. Das Leben des h. Livin beſchrieb Huchold, Mönch zu Elnon oder St. Amand; des h. Willehad Leben der h. Ansgar: Ansgars Leben ſein Jünger und Nachfolger, der h. Rembert. Das Leben des h. Rembert haben, noch bei Lebzeiten ſeines Jüngers und Nachfolgers Adalgar, die Mönche zu Corvei geſchrieben. Von den h. Einſiedlern Sola und Sebald haben uns Ermenold und Conrad Celtes Nachricht gegeben.

XII. Kaiſer Karl der Große. Sein Leben beſchrieb, nebſt vielen andern Schriftſtellern, vorzüglich ſein Geheimſchreiber Eginhard, nachmals erſter Abt zu Seligenſtadt.